

## 2.4 Marx in der (deutschen) Soziologie

„Soziologie ohne Nationalökonomie ist ‚blind‘, aber ebenso gewiss die Nationalökonomie ohne Soziologie ‚leer‘.“ (Eisermann 1964, 127)

„Modern Sociology arose in the course of a critical encounter, first with the Enlightenment of the eighteenth century and then with its true heir in the nineteenth century, Karl Marx.“ (Zeitlin 1981, V)

Geschichte der Soziologie wird anders geschrieben, je nachdem, was man zu historisieren gedenkt (Klingemann 2001). Ein Nachdenken über das Zusammenleben von Menschen gibt es, seit es ein Zusammenleben von Menschen gibt – Zeugnis davon legt schon der sophistische Kontraktualismus ab. Die Soziologie als universitäre Disziplin ist jedoch kaum älter als hundert Jahre (Stölting 1986). Diese Datierungen markieren Grenzpfähle einer möglichen Historisierung.

Plausibel ist noch immer die Datierung von F. Jonas (1968). Er nennt für das Zustandekommen der Soziologie zwei Bedingungen: zunächst muss sich die Gesellschaft aus dem sozialen Gesamtkörper *ausdifferenzieren* haben, der bis dato als „Staat“ begriffen wurde. Außerdem muss die Gesellschaft als ein Gegenstand *sui generis betrachtet* werden, also nicht mehr unter der Perspektive der Moral- oder Staatsphilosophie. Diese wird um 1750 geleistet.<sup>1</sup> Nach Jonas unterscheidet sich diese originäre Soziologie darum von Anbeginn sowohl von der „Staatsphilosophie“ (I 15, 27, 59), in deren Vorstellung „das Zusammenhandeln und Zusammenleben der Menschen einen Herrn voraussetzt, der diesem Handeln Gesetz und Ordnung gibt“ (244), sowie vom Moralismus einer bloßen „Kulturkritik“ (78).<sup>2</sup> Erstere tauche im französischen Sozialismus wieder auf (178, 187), letztere im Deutschen Idealismus (143). Diese Diagnose lässt sich verlängern: Noch die deutsche Soziologie des 20. Jahrhunderts wurde von Staatsphilosophie und Kulturkritik beherrscht.<sup>3</sup> Da beides schon Hauptkritikpunkte von Marx waren, der ja in der Gesellschaft seinen Gegenstand gesehen hatte (cf. 2.1.5), nimmt Marx bei

1 „Die Geschichte der Soziologie beginnt mit der Trennung von Gesellschaft und Staat“ (F. Jonas 1968 I, 15). Das „Problem der gesellschaftlichen Integration [...] als soziologisches Problem“ stellt erstmals Montesquieu [1748]“ (24; so auch Aron 1965, Kuczynski 1975, Althusser 1987). Rousseau 1762 theoretierte noch moralistisch; Smith 1759 war „der erste, der in einer ausgearbeiteten Theorie die Gesellschaft als einen sich selbst regulierenden und darum freien Handlungszusammenhang beschreibt“ (105; vgl. auch Quesnay 1759, Locke 1690).

2 Die „Motive und Ideale“ der Aufklärung seien solche „gebildeter, womöglich mächtiger gesellschaftlicher Gruppen“, welche „Grundsätze [...] entwickeln, nach denen die Gesellschaft einzurichten sei (Jonas 1968 I, 22). „Das Problem der gesellschaftlichen Integration wird als moralisches diskutiert, weil, wie Taine bemerkt, niemand daran denkt, diese Gedanken in die Praxis umzusetzen“ (23 f.). Deutlich ist hier auch die Spitze gegen die Kritische Theorie.

3 Rehberg 1986, 8 sieht in der Staatsfixierung von Politik und Kirche in Deutschland eine Ursache für die Frontstellung gegen die Soziologie, die die „bürgerliche Gesellschaft“ in den Mittelpunkt rückte. Allerdings unterlag auch die Soziologie bald dem theorieimmanenten „Primat der Politik“ (siehe dazu bereits 2.2).

Jonas eine recht prominente Stelle ein (215 ff.).<sup>4</sup> Doch eine solch tabufreie Einordnung von Marx in die Soziologiegeschichte findet sich eher selten.

In der *Ökonomiegeschichte* hatte Marx eine zentrale Position: Die moderne ökonomische Theorie ist in eine klassische bis zu Marx und eine nach-Marx'sche Neoklassik einzuteilen (2.3.1). Darum begriff Georg Lukács die Soziologie insgesamt als Abspaltprodukt des Übergangs von der klassischen zur neoklassischen Ökonomie.<sup>5</sup> Auch wenn dies die Bedeutung soziologischen Denkens vor Marx unter- und die des Marx'schen Oeuvres überschätzt, deutet es auf eine zwar nicht allumfassende, aber doch hohe Bedeutung von Marx *und* der Neoklassik für die Entwicklung der Soziologie hin. Wie wäre Marx' Stellung in der Soziologiegeschichte *genauer* zu kennzeichnen? Gemeinhin gelten Autoren wie August Comte, J.S. Mill, Herbert Spencer und Lorenz von Stein, die um 1850, also hundert Jahre *nach* den von Jonas angeführten Autoren wirkten, als „Gründerväter“; Autoren um 1900 wie Simmel, Max Weber, Durkheim und Pareto als „Klassiker“ der modernen Soziologie.<sup>6</sup> Die Gründerväter wurden aufgerüttelt von wachsenden sozialen Missständen und politischen Gärungen seit der französischen Revolution, vor allem aber von der durch die Industrialisierung aufgeworfenen „sozialen Frage“ (Quesel 1989). Ihre Einordnung und theoretische Verarbeitung dieser Phänomene geschah im Freistil, da weder eine konsistente Selbstartikulation aufbegehrender Gruppen,<sup>7</sup> noch eine hegemoniale und schlüssige Interpretation seitens der etablierten Schichten vorlag. Daher waren Anlehnungen an andere Wissenschaften sowie Elemente von Gefühl, Meinung und Utopismus (kurz: „Werturteile“) in ihren Werken stark vertreten.<sup>8</sup> Die Klassiker hatten es hingegen mit

- 
- 4 „Marx erweitert den Kanon der soziologischen Theorie [...] in einer wichtigen und folgenreichen Art und Weise [...] die zunehmende Industrialisierung [...] und die Entstehung des industriellen Proletariats, werden von Marx zuerst ausdrücklich gewürdigt“ (Jonas 240, cf. Krätke 1996). Das höchste Lob, das der Konservative Jonas Marx aussprechen kann, ist es, im Grunde auch konservativ gewesen zu sein (227). Im Vordergrund stehen bei Jonas nicht politische Ansichten, sondern wissenschaftliche Errungenschaften von Marx (217, 223). Eine „konservative Marxverwandtschaft“ (Kühne 1972, 62 ff.) lässt sich auch an Schumpeter, Hayek und Gehlen feststellen (cf. Rehberg 2000).
  - 5 Lukács 1954, 461; ähnlich Schumpeter: „Soziologie ist [...] das mixtum compositum was übrig bleibt, wenn man die Ökonomie abzieht“ (1953, 9; Papcke 1986, 80).
  - 6 Lepenies 1985 zählt J.S. Mill, Riehl und Durkheim zu den „Vätern“; Käsler 1976 und Münch 2002 deuten Marx, Simmel, Durkheim und Weber als „Klassiker“. Käsler 1984, 446-476 unterscheidet Großväter bis Urenkel. Müller-Doohm (1991, 48 ff.) dreht die Terminologie um.
  - 7 Eine „subjektive Soziologie“ (1937 König). Der Frühsozialismus hatte zwar einen theoretischen Anspruch, doch hatte er nur eine begrenzte Breitenwirkung.
  - 8 Bei Jonas wird Comte als aprioristischer Geschichtsphilosoph (1968 I, 266) und Metaphysiker (271) deutlich, Spencer als Biologist, der die Sozialität verfehlt (257 ff.), und Riehl als bäuerlicher Barde (173). Lorenz von Stein wird als Vordenker des Sozialstaats milder bewertet, aber auch er ist kein Soziologe, sondern Staatsphilosoph (301 f.). Der Einfluss Nietzsches auf die deutsche Soziologie ist zentral – seine „Anti-Soziologie“ (Lichtblau 1997, 82, 111) bewertete schon das theoretische Aufgreifen

einer international formierten Arbeiterbewegung zu tun, die sich nicht nur politisch, sondern auch theoretisch zu artikulieren wusste. An deren Spitze stand, zumindest theoretisch, auch Marx. Erneut also steht Marx genau *zwischen* entscheidenden Gruppen von Theoretikern. Sein Einfluss war allerdings in Deutschland sehr viel größer als etwa in England oder Frankreich – nicht weil er deutschsprachig war, sondern weil es hier eine große, sich auf Marx berufende Arbeiterpartei gab. Dieser politische Einfluss überkreuzt sich nun mit dem theoretischen Einfluss des neuen ökonomischen Paradigmas.

Für Käsler ist der Sozialismus eine Wurzel der deutschen Soziologie.<sup>9</sup> Marx wird noch wichtiger, nimmt man statt der milieuorientierten Perspektive eine diskursanalytische ein. Zwar nimmt Marx in der Selbstinterpretation der deutschen Soziologen um 1934, dem Endpunkt von Käslers Studie, nur noch eine marginale Stellung ein (und wen sollte das wundern).<sup>10</sup> Doch ist unübersehbar, dass er für die Soziologie in Deutschland ein überragender Ideengeber war, und sei es nur als Negativfolie. Auch hier wirkte Marx *ex negativo*, als ein heimliches Zentrum.<sup>11</sup> Und wieder sind es *spezifische* Lesarten von Marx, die wirken.

---

der sozialen Frage als „Kulturverfall“ (86, cf. G.Adler 1891, Breysig 1896, Tönnies 1897, Hammacher 1909, Winterfeld 1909; s.u., Fn. 65; 2.5.2, Fn. 42).

- 9 Käsler 1984 unterscheidet bei den frühen deutschen Soziologen einen „Kritischen Marxismus“ (400; Max Adler und Meusel, ein „Parteisoziologie“ aus Aachen, der bis 1960 in der DDR-Volkskammer saß); „konfuse“ Sozialisten (Michels oder Breysig; Simmel neigte vor 1914 der SPD zu, A.Weber nach 1945, 432); einen liberalen „Sozialismus ohne Marx“ (Geiger, Oppenheimer, Goldscheid, Tönnies, A.Weber. „Der ‚Kathedersozialismus‘, ‚Universitätssozialismus‘, ‚Gelehrtensozialismus‘ wollte unter keinen Umständen vermengt werden mit jener ‚Partei des Umsturzes‘ in der Wilhelminischen Ära“, 442); und schließlich den „vehementen Antimarxismus“ (422), der die „Entthronung des historischen Materialismus“ wollte (417; siehe etwa Spann 1932 oder Sombart 1934; dazu vgl. auch Pollock 1926).
- 10 Siehe Käslers Rekonstruktion der Deutschlandreise eines US-Soziologen (1985). 1934 löste sich die Deutsche Gesellschaft für Soziologie unter Freyer selbst auf (cf. König 1987, 343 ff.; Rammstedt 1986, Klingemann 1996).
- 11 Dies galt nach 1933 im Extrem: „Der Favorit Marxismus ist von dem faschistischen Renner längst überholt“, bekundete Rothacker (nach Lepenies 1985, 404). Plenge predigt 1933 „die unerbittliche, innere und grundsätzliche Überwindung des Marxismus aus dem Geist des deutschen Idealismus [...] Ich habe Marx schon damals 1911 in seiner letzten Eigenheit als ‚Juden‘ gekennzeichnet“ (nach Käsler 1983, 411 f.; zur Stellung des Nationalsozialismus zu Marx insgesamt statt Nolte 1983 Nolte 1963). Marx war nicht nur im Dritten Reich eine Negativfolie. Unter psychoanalytischen Anleihen könnte man Marx als apräsentes Objekt beschreiben, welches als verdrängtes „Trauma“ immer wieder auftaucht. „Die Geschichte soziologischer Forschung kann zu einem Gutteil als Auseinandersetzung mit und als Zurückweisung der Marx’schen Klassentheorie beschrieben werden. Manchmal scheint es sogar so, als verdankte die Soziologie ihre Daseinsberechtigung an den Universitäten der Widerlegung einer Theorie, die einmal die Stabilität der bürgerlichen Gesellschaft in Frage gestellt hat“ (Berger 1998, 29). „Antworten auf den marxistischen Klassenbegriff durchziehen die Entwicklung der Soziologie als sichere Nebenerwerbsquelle“ (Krysmanski 1989, 155; cf. Schelsky 1961, 350). In der marxistischen These, die moderne Soziologie sei nichts anderes als eine „bürgerliche“ Antwort auf Marx (Sa-

Im Folgenden wollen wir in einigen repräsentativen Grundzügen den Spuren folgen, die die Verbindung vom politischen Schreckbild des Marxismus und dem theoretischen Vorbild der Neoklassik in mehreren Paradigmen der Soziologie hinterließ (2.4.1). Mögliche Gründe für diese Entwicklung werden angedeutet (2.4.2). Zur Folge hatten sie eine zunehmend normative Aufladung der Theorie, bis hin zu ihrer umfassenden Ethisierung (2.4.3). Dankenswerterweise bezog man sich in spezifischen Marxdeutungen immer wieder auf diesen zurück, was zu einem Test unserer Thesen einlädt (2.4.4). Schließlich wird an zwei Beispielen, der Technik (2.4.5) und den Klassen (2.4.6), die Auswirkung dieser verfehlten Grundorientierung in der Theorienentwicklung exemplarisch aufgezeigt.

### 2.4.1 Die Aufteilung der Welt in normfreie Funktionen und normative Rahmen

Die „Klassiker“ der Soziologie waren oft approbierte Nationalökonomten, um mit Max Weber, Werner Sombart, Franz Oppenheimer und Vilfredo Pareto nur einige zu nennen. Da das hegemoniale Bild nach-Marx'scher Ökonomie das der Neoklassik oder „Grenznutzenschule“ war, waren auch die Genannten seinem Einfluss ausgesetzt. So setzte sich die spezifische Marxinterpretation aus einer Disziplin in die andere fort.<sup>12</sup> Und dies blieb nicht ohne Konsequenzen.

Das neoklassische Bild von der Wirtschaft (2.3.1) lässt sich in seiner Relevanz für die Soziologie zuspitzen wie folgt: Der Markt reguliert sich selbst durch das inhärente und notwendig sich einstellende Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage. Unangenehme Begleiterscheinungen der kapitalistischen Moderne sind folglich nicht auf diese Wirtschaftsweise *selbst*, sondern auf ihr unvollständiges Wirken zu schieben, also auf „externe“ Faktoren, die den Markt *behindern*. Die realen Verhältnisse werden als unreine Manifestation des Modells interpretiert: ging das Modell von einem perfekten Wettbewerb aus, so liege in der Wirklichkeit mit all ihren Widrigkeiten eine „imperfekte“ Form desselben vor, der „unvollständige Wettbewerb“. Die Soziologen waren gegenüber den sozialen Verhältnissen ihrer Zeit meist kritisch eingestellt. Doch in einer Interpretations-

---

lomon 1945, Lukács 1954, Krysmanski 1989), wird eine partiell berechnete These über eine geschichtliche Abkunft in eine Aussage über den Inhalt des Abkünftigen zerdehnt. Diese durchsichtige Polemik konnte über den oft dürrigen Zustand marxistisch-leninistischer Soziologie nicht hinwegtäuschen (Kiss 1971, Ludz 1971, Hahn 1974, Sparschuh 1997). Sie wurde allerdings von allen Flügeln vertreten, über die bürgerliche Mitte (König 1987) bis nach Rechtsaußen (Freyer 1930).

- 12 Simmel 1900 repliziert klar die subjektive Wertlehre. Webers Orientierung an der Neoklassik diagnostiziert u.a. Stefan Kalber (in: Böckler 1987, 122 ff.). Pareto ist selbst ein Neoklassiker („Pareto-Optimum“, 3.2). Sombart war in seinem Historismus (1903, 1930) zumindest kompatibel mit der Neoklassik (zur Komplementarität Historismus/Neoklassik – Begriffe ohne Anschauung hier, Anschauung ohne Begriffe dort – cf. 2.3.1). Lukács benennt den neoklassischen Einschlag deutscher Soziologen deutlich (1954, 359, 467, 478; s.u., Fn. 28).

lage, die die soziale Wirklichkeit als *Mischform* darstellte, war es offen, *welcher* Bestandteil der Mischung den Ausschlag zum Schlechten hin gab: war es die Logik des Systems, oder waren es die diese Logik behindernden Faktoren?

Für Marx kam diese ganze Opposition nicht in Frage: was für die Neoklassiker „markverzerrend“ war, war für ihn ein Bestandteil des Marktes. Die sozialen Ungleichheiten und sonstigen Krisenerscheinungen liegen in der Logik des Systems *selbst*. Es bedurfte keiner *marktverzerrenden* Faktoren. Der Kampf verschiedener Interessengruppen um Marktvorteile mit unlauteren Mitteln gehörte für ihn unbedingt zum Konkurrenzsystem dazu. Auch etwaige Monopole unterliegen der Logik des Konkurrenzsystems, und es gibt keinen Anlass, aus ihrem Vorhandensein wie die Revisionisten eine *neue Stufe* des Kapitalismus abzuleiten, die nach anderen Gesetzen funktionierte (2.2.6), oder wie die Neoklassiker diese Elemente als *Störfaktoren* der Marktlogik zu interpretieren, die die Ergebnisse des Allokationsprozesses verfälschten (2.3.2).<sup>13</sup> Aus der Sicht von Marx sind beide Interpretationen nicht haltbar, da das Bild insgesamt nicht stimmt. Die Verzerrungen und die Folgen sind *endogen* und gehören mit in die Analyse.

Doch das platonische Bild der ‚reinen Kräfte‘ plus ihrer materiellen Verunreinigungen in der Empirie war das in der damaligen Ökonomie vorherrschende. Ihm schlossen sich viele Sozialisten an, und sogar Marx wurde aus ihm heraus interpretiert (2.3.3).<sup>14</sup> Daher sind die Marx’schen Argumente von dem historischen Marxismus unbedingt zu trennen. *Innerhalb* des Dualismus der reinen Kräfte und ihren Verzerrungen jedoch bleibt die Frage, welches von beiden Momenten das Übel gebiert, theoretisch unableitbar – sie wird zur Dezision. Für welche Interpretation des Bildes man sich „entscheidet“, hängt auch von außertheoretischen Momenten wie der sozialen Herkunft und der politischen Selbstverortung ab. So werden sich Autoren aus agrarischem Hintergrund eher für eine negative Beurteilung der Marktgesetze „entscheiden“. <sup>15</sup> Aus Sicht von Marx sind dahinter die Interessen einer bestimmbar sozialen Schicht nicht zu übersehen (hier die Reste einer vergehenden Epoche). Ihre Negation der Gegenwart ist eine abstrakte, und daher können sie, unter Verdrehung der Vorzeichen, das beschrie-

13 Um 1900 brannten um die „Agrarfrage“ heftige Debatten, an denen Kautsky, Lenin und Weber teilnahmen (P. Anderson 1978, 23). Die durch die Industrialisierung der Landwirtschaft hervorbrachte Landflucht, Preisverfall etc. sind mit den Marx’schen Gesetzen allerdings gut zu erklären.

14 Aufgrund dieser Konstellation wurde Marx oft abgelehnt: etwa weil er nur die Logik der „reinen“ Wirtschaft betrachtet („Ökonomismus“) und die Macht der Marktverzerrungen übersehen hatte; weil er die Möglichkeiten eines Sozialstaates unterschätzt oder die Gefahren eines organisierten Kapitalismus übersehen hätte. Dabei haben nach Marx das eine wie das andere selbst wieder sozialökonomische Wurzeln und Grenzen, die im Prinzip erklärbar sind.

15 Man denke an W.H.v. Riehl, Otmar Spann, Artur Damaschke, an „Reichsnährstandsführer“ R. Walter Darré oder rechtslastige Bauernparteien wie heute in Polen. Die EU-Bauern sind dank horrender Subventionen und Schutzzölle noch heute nicht dem Markt ausgesetzt (MEW 4, 472; Fn. 55).

bene abstrakt-theoretische Modell durchaus verwenden.<sup>16</sup> Dagegen werden Menschen, die sich, um mit Max Weber zu sprechen, von ihrer „Marktlage“ gute „Erwerbschancen“ versprechen, eher der Perspektive zuneigen, die die Gesetze des Marktes *bejaht* und die verzerrenden Faktoren für etwaige Missstände haftbar macht. Aber ist das schon eine „Gesellschaftstheorie“? Der Glaube, dass ein dermaleinst hergestellter „reiner“ Markt eine gerechte Gesellschaft herstellen würde, war mindestens ebenso utopisch wie die Zukunftshoffnungen des volkstümlichen Sozialismus: man sprach in *beiden* Fällen von einem Utopos, einem nichtexistierenden Ort. Eine ideologiekritisch freizulegende „Klassenzurechnung“ gibt es nicht nur für die Stiftung der Theorie (2.3.1), sondern diese sticht auch am Ausgang der irreduziblen *Entscheidung* zwischen zwei Sichtweisen dieses vorausgesetzten Bildes heraus.<sup>17</sup> Wie „entscheidet“ sich nun die Soziologie?

Betrachten wir als Beispiel Franz Oppenheimer, einen sozialkritischen Autoren der frühen Soziologie, der zu den Gründern der Frankfurter Schule und den Vätern des „liberalen Sozialismus“, der zionistischen Kibbuzbewegung wie der „sozialen Marktwirtschaft“, zählt. Er meinte, „soziale Ungleichheit resultiere nicht aus ökonomischen Beziehungen, sondern aus deren Deformation durch politische Gewalt“ (Vogt 1999, 247):

„Oppenheimer glaubte nicht an die Möglichkeit einer ‚interessenneutralen‘ Politik und wendete sich strikt gegen den Mythos einer staatlichen Kompetenz zur optimalen Gestaltung des Wirtschaftslebens. Der freie Wettbewerb allein bedeute Freiheit, Wohlstand und Gerechtigkeit. Dies gelte jedoch nur dann, wenn die bestehenden ‚Störungen‘ beseitigt würden. Oppenheimer unterschied zwischen der ‚reinen‘ Marktwirtschaft, in der der Boden frei zugänglich sei,<sup>18</sup> und der ‚politischen‘ Wirtschaft, in der das Monopol der Großgrundbesitzer die Besiedlung versperre. Letzteres sei die Ursache für alle kapitalistischen Missstände“ (Vogt 1999, 245).

Obwohl Oppenheimer neben Hans Freyer 1934 der einzige war, der Marx überhaupt noch als soziologischen Autoren erwähnte, vertrat er offensiv die Ansicht der neoklassischen Autoren, dass Störungen nur „extern“ verursacht sein könnten. Er vertritt damit eine neoklassisch gefärbte ökonomische Basistheorie mit einer „staatsphilosophischen“ Soziologie als theoretischem Überbau. Hierfür mögen ähnliche Faktoren eine Rolle gespielt haben wie bei Bernstein (2.1.2).

16 Der Individualismus und Atomismus des neoklassischen Modells wird als korrekte Beschreibung der Gegenwart hingenommen und nur negativ bewertet; die „Marktverzerrungen“ dagegen, die in der anderen Lesart als „schlecht“ bewertet werden (etwa der Agrarfeudalismus oder Monopole), werden hier positiv bewertet. Der katholische, ständische oder völkische „Antikapitalismus“ teilte also das zugrunde liegende Bild von den reinen Kräften und den empirischen Verunreinigungen, nur unter anderen Vorzeichen (cf. 3.3.5, Fn. 58).

17 Lieber 1985 (37 f.) kolportiert, für Marx seien alle Phänomene des Überbaus per se „Ideologie“ und damit „falsches Bewusstsein“, ohne ein Beispiel zu bringen (cf. K. Lenk 1961, Ludz 1976). Treffender dagegen Eagleton 1993 (cf. 3.1.6).

18 Dies unterschiebt Lockes Legitimationsmodell historische Realität (cf. Gesell 1916). Vogt zitiert hier übrigens Oppenheimer 1913 und 1938

Der ostelbische Landadel etwa hatte im Kaiserreich wie noch auf den Weimarer Präsidenten Hindenburg einen großen politischen Einfluss; Großkonzerne wie AEG, der Stammkonzern Rathenaus, verfügten über immense wirtschaftliche Macht. Staatskonzerne und Bürokratien des Kaiserreiches schienen der reinen Marktwirtschaft enge Grenzen zu setzen. Neben den ideengeschichtlichen Verwicklungen gab es also auch realgeschichtliche Anlässe für eine Vernachlässigung der Marx'schen Theorie.<sup>19</sup> Entgegen Oppenheimers Diagnose (so noch Dahrendorf 1968, 49) wirkten jedoch auch in diesen Institutionen die Gesetze des Kapitalismus: eine den Großmächten England und Frankreich vergleichbare Binnenwirtschaft mit entsprechender Infrastruktur musste im Kaiserreich allererst aufgebaut werden. Weit entfernt, die Kräfte des Marktes zu beschneiden, arbeiteten diese Institutionen daran, diesen Markt zu *schaffen*. Um den sozialen Folgekosten und der erstarkenden Sozialdemokratie zu begegnen, stattete das Kaiserreich seine Untertanen mit rechts- und sozialstaatlichen Grundsicherheiten aus.<sup>20</sup> Dies hat den Kapitalismus keineswegs sozialstaatlich „aufgehoben“.

Die Veränderung von Oppenheimers Analyse gegenüber der von Marx gründet weniger in realen Veränderungen als vielmehr in der alternativ zugrundegelegten Wirtschaftstheorie. Nur weil Oppenheimer den Kapitalismus nach dem Vorbild des neoklassischen Paradigmas zu eng fasste und darum aus dem Blick verlor, konnte er auf die Idee verfallen, ihn in Form agrarischer Kleingemeinschaften *neu* stiften zu müssen.<sup>21</sup>

19 Siehe Rosenberg 1955, Wehler 1969, Hobsbawm 1987, B.Barth 1994. „Dass die deutsche Soziologie im ersten Drittel unseres Jahrhunderts sich gegen die Annahme von allgemeinen Geschichtsgesetzen wehrte, besitzt nicht allein innertheoretische, sondern zugleich sozialgeschichtliche Ursachen“ (K. Lenk 1970, 177). Damit ist weder eine „Klassenanalyse der Intelligenz“ inauguriert (Kostede 1974), noch die These, die Realität habe sich prinzipiell verändert, sondern der Umstand, dass aus der Perspektive selbst wohlmeinender Zeitgenossen wenig Anlass bestand, die aus der neoklassischen Schlagseite ökonomischer Vorannahmen der Soziologie resultierende Kapitalismusblindheit zu überwinden. Der Kapitalismus im Deutschland des 20. Jahrhunderts wurde in verschiedener Form politisch „gezügelt“. Dies gilt für das Kaiserreich wie für die Weimarer und Bonner Republik, aber auch für den Nationalsozialismus: er zügelte den Kapitalismus im Doppelsinne von ‚Eindämmen‘ und ‚für seine Zwecke nutzen‘, indem er sich an die Spitze der kapitalistischen Dynamik setzte und die Arbeiter durch staatliche Arbeitsbeschaffungen und „Sozialpolitik“ pazifizierte (cf. Fn. 163). Eine politische Gestaltung ist jedoch noch keine Überwindung (MEW 32, 553). Für Marx gehören die politischen Gestaltungen mit in den Kapitalismus hinein, sie bewegen sich in einer Logik, die dem Kapitalismus keineswegs „jenseitig“ (Beck 1983) ist. Bismarck war den Einsichten der klassischen Ökonomie näher als Oppenheimer, der in staatlichen Maßnahmen nur Marktverzerrungen sah.

20 Die „Sozialgesetze zur Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Alterssicherung [...] – begleitet von Arbeitsschutz und Fabrikinspektionsgesetzen“ (Baier 1988, 48) verbesserten die Lage der arbeitenden Klassen bedeutend, und zwar durchaus gegen die Interessen von Industrie und Handel. Vgl. Wehler 1972, 1979; Kocka 1986, 1990, Metzler 2003. Dies ist aber nicht als ein neues, „moralisches“ Stadium des Kapitalismus zu interpretieren.

21 Die kritisierte Marx schon an Proudhon und den Linksradicallern (MEW 4, 63 ff.,



Konkrete Beobachtungen der Gesellschaft geraten in direkte Konkurrenz zu Erklärungsmustern der Theorie, welche darum fallen gelassen wird. So etwas begegnete schon bei Bernstein (2.1.1). Wie kommt es aber zu einer solch verfehlten Konkurrenz? Die Frage, wie Beobachtungen ins Verhältnis zur Theorie zu setzen sind, hängt davon ab, welche Theorie man zugrunde legt. Das Verhältnis von Oberfläche und „Wesen“, von Empirie und Theorie wird in der Neoklassik und bei Marx verschieden hergestellt. Im neoklassischen Paradigma werden nutzenmaximierende Einzelinteressen zur Grundlage der Gesamtwirtschaft gemacht.

Dieses theoretische Modell lässt sich allerdings zur vorgefundenen Wirklichkeit nur schlecht in Beziehung bringen, denn diese besteht aus weitaus mehr als dem harmonischen Austausch subjektiver „Interessen“. Hier hat eine Oberflächenanalyse mit der Modelltheorie wenig zu tun, der jeweilige Augenschein wird nur *legitimiert*.<sup>22</sup> Die Marx'sche Theorie dagegen will den Augenschein *erklären*. Daher bezieht sie sich auch auf nicht unmittelbar sichtbare Phänomene, auf Zusammenhänge, Relationen, Abhängigkeiten, Bewegungen und deren Trends. Marx' Theorie beansprucht, die vorgefundenen Phänomene durch die sukzessive Einschaltung vermittelnder Glieder zu deuten, bis hin zu einer schlüssigen Erklärung der Bewegung des Ganzen, von *Wesen und Schein* (Bubner 1972, 71). Die Interpretation des unmittelbar Beobachteten kann sich dabei verändern. Erst durch diesen Bruch zwischen Beobachtung und Theorie lassen sie sich aufeinander beziehen, das ist ihre Dialektik.<sup>23</sup> In beiden ökonomischen Theorien also fallen Theorie und Empirie auseinander, aber nur in der Neoklassik sind sie miteinander gänzlich unverbunden. Wer meint, Marx' Theorie mit einfachen Beobachtungen widerlegen zu können, unterschiebt auch *ihm* das neoklassische Modell.

Nun hat es an dieser „Vermittlung“ in der marxistischen Soziologie oft gehapert.<sup>24</sup> In diesen Versuchen geht jedoch Marx' theoretischer Ansatz, zur Fundierung der Oberflächenanalyse einer Wirtschaftsgesellschaft zunächst eine unverkürzte Analyse der kapitalistischen Wirtschaft zu leisten, bevor man an die je-

---

105, 555; MEW 42, 174; MEW 26 III, 234 ff.; vgl. Rakowitz 2000, 53 ff.; s.u., 3.3.4). Siehe das „Freiland“ bei Gesell 1916. Alexander Rüstow teilt solch agrarische Utopien noch 1957 (Jonas 1968 II, 216).

22 So lässt sich vielmehr jede vorgefundene Konstellation rechtfertigen, indem sie ex post durch die „Nutzenerwägungen“ der Individuen „erklärt“ wird (3.2.2, 3.3.3). Die Situation erscheint als eine von den (homogenen) Individuen selbst gewollte, Benachteiligungen werden auf Eigenverschulden der Betroffenen (Desinformation, Inflexibilität, Immobilität etc.) oder auf externe Einflüsse zurückgeführt. Diese Theorie ist gegen Fakten weitgehend immun.

23 Erscheinungen wie der „Fetischismus“ der Ware (MEW 23, 87) und des Geldes (MEW 25, 405) und Schein-Erklärungen wie die der Preissteigerungen durch Lohnsteigerungen (MEW 16, 141) werden so erklärlich. Noch die Systemtheorie zehrt parasitär davon, dass dieser Bruch bei Marx einst fruchtbar war.

24 Vgl. Masaryk 1899, Adler 1930; oder die „Klassenanalysen“ in Haug 1970, Ritsert 1970, Tjaden 1973, PKA 1973 f., IMFS 1973 f., Bischoff 1976; kritisch Kostede 1974 und Krämer 1983. Die Klassenbegriffe werden nicht aus dem statistischen Material selbst herausgeholt, sondern diesem gleichsam übergestülpt (Fn. 114).



weils besonderen Gestaltungen geht, längst nicht auf. Soziologie wäre für Marx weniger eine unverbundene Ergänzung als vielmehr ein *Bestandteil* der ausgeführten politischen Ökonomie.<sup>25</sup> Vertiefungen in soziologische Fragen wären kaum als Konkurrenzunternehmen, sondern als begrüßenswerte Konkretisierung der politischen Ökonomie angesehen worden. Erst diejenige Soziologie ist „bürgerlich“ im pejorativen Sinne, die negative Erscheinungen des modernen Kapitalismus in Faktoren sehen will, die nicht ökonomisch bedingt seien, sondern sich den ökonomischen Gesetzen entgegenstellen und *unabhängig* von ihnen zu begreifen seien. Anstelle der Analyse *einer* gesellschaftlichen Totalität, die neben vielen Vorzügen auch ungeheure Nachteile mit sich bringt, legt diese Soziologie einen radikalen Schnitt, der in idealtypischer Annäherung so zu formulieren ist: die *guten* Erscheinungen der Gegenwart gehen auf das Konto der Marktwirtschaft. Die ökonomischen Gesetze gehen die Soziologie nichts an und sind Gegenstand der Ökonomie, die ebenfalls bürgerlich, also neoklassisch ist. Die schlechten Erscheinungen hingegen entstammen etwas *anderem* als der Ökonomie und sind Gegenstand der Soziologie.

Diese grundlegende Weichenstellung war dafür nötig, dass man Soziologie *anstelle* von Nationalökonomie treiben konnte.<sup>26</sup> Bevorzugte Gegenstände der Soziologie waren nun Faktoren wie Moral und Religion, Macht und Herrschaft, Milieu, Lebensstil und Kultur, oder gar „die“ Rationalität. In Pathogenesen dieser Faktoren wurden die Ursachen von sozialen Missständen erblickt. So beschäftigten sich Weber und Michels mit der Logik der nach ihrer Auffassung zu umfangreichen Bürokratie und der sich in ihr manifestierenden instrumentellen Rationalität (cf. Foucault 1972).<sup>27</sup> Comte (1830) und Durkheim (1893) untersuchten die bedrohten emotionalen Bindungskräfte der Gesellschaft, die sich „moralisch“ von der überkommenen mechanischen auf eine „organische Solidarität“ umstellen müssten (cf. Joas 1997). Ähnlich stilisierte Tönnies (1887) eine per Definition nichtökonomische „Gemeinschaft“ zum weltanschaulichen Gegenbild der kalten „Gesellschaft“ (cf. Walzer 1983). Simmel untersuchte die Auswirkungen kultureller Milieus auf die „Lebensführung“ moderner Menschen (1908, cf. Bourdieu 1982) und beklagte die „Tragödie der Kultur“, dass die Menschen ihren Erfindungen „subjektiv“ kaum mehr nachkämen (1916, 99; cf. Anders 1956).<sup>28</sup>

25 Cf. MEW 25, 892 f.; auch 2.4.6. In 2.3.5 wurde die gesellschaftliche Relevanz verschiedener Theorien etwa der Inflation oder der Profitrate deutlich. Bürgerliche Theorien machen dafür unmittelbar die Löhne verantwortlich und übersetzen damit den Klassenkampf direkt in die Theorie; Marx bietet weit vermittelte Erklärungen an.

26 Comte begriff die Soziologie als „Stabilisierungswissenschaft“ (Lieber 1985, 52; Spaemann 1959). Er wollte seinen Lehrstuhl mit Mitteln der Politischen Ökonomie decken (Lepénies 1985, 19).

27 Michels 1910, Weber 1920a, 3 f. Die Trennung von Staat und Gesellschaft (Kramm 1979, Koslowski 1982), die Jonas als konstitutiv für die Soziologie ansah (Fn. 1), ist in dieser Staatsfixierung theoretisch stark zurückgenommen.

28 Lukács' 1954, wegen seiner affirmativen Bezugnahme auf Stalin (688) von der Zunft geschmäht, ist bezüglich der Soziologie ein instruktives Werk, weil Lukács als Ken-

Das „Teilsystem“ Wirtschaft ist dabei nur noch Gegenstand von Bindestrichsoziologien (Luhmann 1988, 8; Ulrich 2000). Zwar konnten diese Soziologien recht kritisch gegenüber ihrer Umwelt sein – es entstanden Einsichten, die bis heute aktuell sind.<sup>29</sup> Doch sie alle haben eine Stoßrichtung gemeinsam: sie konzentrieren sich auf politische und kulturelle *Einbettungen* des ökonomischen Prozesses – obwohl die Ökonomie die sozialen Aspekte des Wirtschaftens aus ihrem Themenfeld gestrichen hatte.<sup>30</sup> Gelänge es, in diesen außerökonomischen Bereichen eine Besserung zu erzielen, so schien der ökonomische Prozess wie von allein dafür sorgen zu können, dass die sozialen Zustände sich besserten. Untergründig hat das neoklassische Paradigma derart von der Ökonomie in die Soziologie ausgestrahlt, dass die dem Kapitalismus strukturimmanenten Nachteile ausgeblendet wurden. Der Gegenstand „Kapitalismus“ fiel zwischen den Zuständigkeitsbereichen von Ökonomie und Soziologie hindurch.<sup>31</sup>

ner der Szene nach seinem Frontwechsel keinerlei Rücksichten mehr nahm. In seiner treffsicheren Diktion beschreibt Lukács die oben Genannten wie folgt: Simmel gehe „radikal subjektivistisch vor. Ihn interessiert an der Ökonomie nur der subjektive Reflex von bestimmten ökonomisch bedingten Situationen“ (359, cf. Busch 2000). Bei Tönnies „werden die konkret historischen Gesellschaftsformationen zu überhistorischen ‚Wesenheiten‘ verflüchtigt“, und „an die Stelle der objektiven ökonomischen Grundlage der Gesellschaftsstruktur“ trete „ein subjektives Prinzip: der Wille“ (468, cf. Rudolph 1991,). „Die Gedankengänge Max Webers führen stets dahin, dass er den ideologischen (den religiösen) Erscheinungen immer stärker eine aus ihnen selbst entspringende, ‚immanente‘ Entwicklung zuschreibt, diese Tendenz schlägt [...] so um, dass sie die verursachende Priorität für den Gesamtprozess erhalten“ (477; cf. Böckler 1987 u.a., s.o., Fn. 128).

- 29 Müller-Doohm stellt Horkheimer in diesen Kontext (1991, 50; Lichtblau 1997, 44; Schäfer 1994). Die Kritische Theorie ist ein Ableger der klassischen Soziologie, nicht des Marxismus. Sie verarbeitete Webers Rationalisierungsthese, Simmels „Tragödie der Kultur“, Spengler und Bergson, nicht aber Marx' Ökonomie (2.6.1).
- 30 Zinn 1987, 115 spricht von einer „gesellschaftstheoretischen Ausdünnung der bürgerlichen Ökonomie durch die Neoklassik“; vgl. Bürgin 1993. Dies übersieht die Auffassung, eine Kenntnisnahme der zeitgenössischen Wirtschaftstheorie hätte Intellektuelle gegen faschistische Tendenzen impfen können (so ein Tenor eines Jenaer Kongresses, jetzt Kodalle 2000). Selbst Autoren, die es getan haben, sind nicht wesentlich über ihre Gegenwart belehrt worden.
- 31 Besonders der deutschen Soziologie entschwand der Gegenstand (Jonas 1968 II, 167 ff., 220, 239; Eickelpasch 1987, Schwinn 2001). Schelsky sah die Soziologie einerseits als „funktionsanalytische Erfahrungswissenschaft“ (1959, 19), die immer mehr über immer weniger wisse, andererseits als „Sozialphilosophie“, die einen „universalen Sinnzusammenhang“ (21) herzustellen trachte, dabei aber nur die „unbe zweifelbaren Restwerte der sogenannten abendländischen, genauer westeuropäisch-amerikanischen Gesellschaft“ (23) aufbereite. Dieser Dualismus deute auf die doppelte Herkunft der Soziologie aus „Ökonomie und Philosophie“ (12). Die herausfallende Mitte soll bei Schelsky das Thema haben: „Die Subjektivität und die Institutionen“ (105). Diese „staatsphilosophische“ Betrachtung lässt noch immer eine Lücke: sie umkreiste das leere Zentrum vom Befinden des Individuums und vom Staat aus. „Entweder erschöpft sich die soziologische Theorie in den gewiss wichtigen Klärungsprozessen metatheoretischer Fragen bzw. der Konstruktion und Rekonstruktion allgemeiner Begriffssysteme oder sie zerfällt in den Partikularismus bindestrichso-

Den resultierenden „Gegenstandsverlust“ der Soziologie empfand diese sogar selbst, auch wenn sie ihn nicht recht zu deuten wusste. Dahrendorf begründete ihn damit, „dass es vielen deutschen Soziologen an einem sozialen Modell mangelt, weil sie als Bürger kein richtiges Gesellschaftsbild haben“ (1959, 144; cf. 1968, 7). Schelsky und Adorno schoben die Ursachen für die theoretische Verarmung in die Realgeschichte.<sup>32</sup> Arbeiten aus diesem Umfeld glauben noch heute, der „Gegenstandsverlust“ der Soziologie sei nicht in theoretischen Defiziten der eigenen Disziplin, sondern in Wandlungen der Realität zu suchen – ein Kurzschluss von der Theorie auf die Realität.<sup>33</sup>

Bevor gefragt wird, welche Konsequenzen sich aus diesem „Gegenstandsverlust“ einer ganzen Disziplin für dieselbe ergeben (2.4.3), seien Überlegungen darüber angestellt, wie es zu dieser antisoziologischen Übernahme in die Soziologie kommen konnte (2.4.2). Sie ist den Soziologen derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass diese Entwicklung der eigenen Theoriegeschichte nur selten problematisiert wird. Daher muss es hier bei Vermutungen bleiben.

## 2.4.2 Woher die Vorherrschaft der Neoklassik in der Soziologie?

„It is the Marxian system which has formed the central focus of the German discussion of capitalism“ (Parsons 1937, 488). Allerdings ließ die Marxrezeption dabei vielfach zu wünschen übrig. Eine vollere Rezeption von Marx hätte wohl zu einer anderen Lage der soziologischen Theorie in Deutschland geführt.<sup>34</sup>

ziologischer Forschungsfelder und beschränkt sich auf die verengten Horizonte heterogener Einzelprojekte der empirischen Verwendungsforschung“ (Müller-Doohm 1991, 50). „Hier die Spielwiese des kulturkritischen Feuilletons mit Tagesaktualität – dort Datenproduktion für kurzfristige Planungszwecke“ (52; cf. 89).

- 32 „Die Irrationalität der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur verhindert ihre rationale Entfaltung in der Theorie. Parallel zur Rückbildung der Gesellschaft läuft eine der Gedanken über sie“ (Adorno 1969a, 359f.). Schelsky, der Wirklichkeitssucher (Üner 1994) spricht vom „Realitätsverlust“ des Menschen (1979, 394 ff.). „In der neueren deutschen soziologischen Literatur ist kein Werk zu nennen, das das ‚Ganze‘ unserer Gesellschaft darzustellen versucht“ (Schelsky 1959, 149). Die Klassiker hätten dies einst getan (Habermas 1981 I, 20). Müller-Doohm schwankt zwischen der Klage über den Verlust (1991, 60) und seiner Vernotwendigkeit (56, cf. Giesen 1991).
- 33 Er sei „durch die Beschaffenheit ihres Objektbereiches, die gesellschaftliche Realität selbst bzw. den allgemeinen Zustand der Epoche bedingt“ (Müller-Doohm 1991, 71). Damit wird paradoxerweise ein Wissen über den Gegenstand beansprucht, über den nichts wissen zu können eigentlich bewiesen werden soll. Zugrunde liegt dieser Auffassung eine Ontologisierung der Theoriemodelle; reale und theoretische Gegenstände werden nicht unterschieden. So wird das Entgleiten des theoretischen Gegenstandes auf eine Entwicklung in der vorgefundenen Realität zurückgeführt. Diesen Kurzschluss zeigt Bude 1988 an: „Das Soziale wird hier als allgemeinste Bestimmung des Gegenstandes [?] der Soziologie aufgefasst“ (119). Symptomatisch dafür ist auch die inflationäre Bestimmung „der“ Gesellschaft aufgrund herausgegriffener einzelner Beobachtungen (Schulze 1992, Kneer 1997, 2001, Ponks 1999 f.).
- 34 König 1987, 343 ff. deutet eine solche Entwicklung ab 1928 an, induziert vor allem durch Karl Mannheim. Jonas 1968 II unterschlägt in seiner sonst kritischen Analyse

Besonders nötig wäre eine Klärung der zugrundeliegenden ökonomischen Hintergrundannahmen gewesen. Wie lässt sich begreiflich machen, dass in der formativen Phase der deutschen Soziologie, in der doch ausgiebig über Marx gestritten wurde, etwas derartiges nicht geschah? Neben den *theoretischen* Filiationen, denen diese philosophische Arbeit nachgeht, ließen sich dafür auch sozialgeschichtliche Gründe finden. Dirk Käsler nennt als soziale Hintergründe der frühen deutschen Soziologen die Milieus „Besitzbürgertum“, „Judentum“ und „Sozialismus“ (1984; 1999, 16). In einer wissenssoziologischer Selbstanwendung<sup>35</sup> wären für diese Gruppen jeweils Gründe aufzuspüren, warum zu einer volleren Marxrezeption nicht durchgestoßen wurde: mit einer „Entscheidung“ für Marx, die nicht eine innerhalb des neoklassischen Bildes, sondern die zu einem anderen Bild gewesen wäre, hätte man gravierende soziale Nachteile eingekauft. Worin also könnte man solche Vorbehalte gegen Marx vermuten?

Das *Besitzbürgertum* ist gegenüber anderen Schichten durch seine wirtschaftliche Verfügungsgewalt klar im Vorteil.<sup>36</sup> Da ärmere Gruppen nach der Marx'schen Wirtschaftstheorie nicht durch Faulheit oder Dummheit, sondern eben durch das, was die Besitzbürger reich macht, relativ arm bleiben, kann sie von Angehörigen des Besitzbürgertums nur unter Konflikten akzeptiert werden. Ausnahmen wie Horkheimer bestätigen diese Regel. Andere Söhne von Großindustriellen wie Simmel oder Rathenau nahmen Marx zwar zur Kenntnis, wiesen seine Theorien aber in die Schranken, indem sie ihnen ein geistiges Stockwerk unterbauten.<sup>37</sup> Das um seine politische Gleichstellung kämpfende *Judentum* war aus

---

der „Soziologie in Deutschland“ (1968 II, 160-254) die Rolle der Marxrezeption völlig. Nach Käsler 1981 hat das „Gespann“ Tönnies/von Wiese solche Tendenzen jahrzehntelang torpediert. Dass die neue Entwicklung 1933 abbrach, lag somit nicht an einer inneren Ermüdung der Disziplin, wie Schelsky suggerierte („die Melodien waren durchgespielt, die Fronten im Erstarren“, 1959, 37; cf. F. Jonas 1968 II, 216; noch Hans Joas sparte in einer Vorlesung 1996 in New York die 1920er Jahre schlicht aus, vgl. Joas 1993), sondern an einer aktiven Beendigung marxistischer Theorien seitens nationalsozialistischer Soziologen (s.u., Fn. 10 f.).

- 35 Davor haben Konservative oft gewarnt (Schelsky 1959, 5 ff., vgl. Meja 1982 II). Es bleibt hier bei Vermutungen. Müller-Doohm macht aus der soziologischen Not, ständig über sich selbst reden zu müssen, kurzerhand eine Tugend (1991, 56) – wenig überzeugend, da er diese Not wenig später selbst beklagt (60, cf. 51).
- 36 Zunächst verheißt die ökonomische Macht neben dem höheren Lebensstandard und der in der Regel durch Kapitalstreuung höheren Krisenresistenz auch eine Kommandogewalt über die Arbeitskraft anderer. Nach Bourdieu 1982 impliziert dies mehr soziales Kapital (Beziehungen, Einfluss) und kulturelles Kapital (Bildung, Treffsicherheit in Geschmacksfragen und stilistischen Verhaltensweisen, was die Startchancen auf dem Berufsmarkt erheblich verbessert, cf. Eder 1989, Gall 1989, Milner 1999, Hartmann 2002). Auch Heilbronner reichert Marxens Analyse sozialphänomenologisch an: Reichtum verleihe neben Macht auch Sexappeal (1985, 33 ff.).
- 37 Simmel wollte „dem historischen Materialismus ein Stockwerk [...] unterbauen, dert, dass der Einbeziehung des wirtschaftlichen Lebens in die Ursachen der geistigen Kultur ihr Erklärungswert bewahrt wird, aber eben jene wirtschaftlichen Formen selbst als das Ergebnis tieferer [...] Wertungen und Strömungen psychologischer, ja

politischer Klugheit gehalten, die Tuchfühlung mit den ihrerseits randständigen und angefeindeten Sozialdemokraten zu vermeiden.<sup>38</sup> Die *Sozialisten* hatten die theoretischen Wurzeln ihres Etatismus in der beschriebenen Marxrezeption (2.1-2.3), die sich der ethischen Verurteilung in überraschendem Maße annäherte. Man „entschied“ sich nur für die andere Seite und kämpfte fortan an der Front des Staates (Lenin wie Bernstein); und wenn nicht mit ihm, dann wenigstens gegen ihn, wie die Neue Linke, die ja Großkunde der Soziologie war. Selbst für parteigebundene Sozialisten war ein Marxbezug gefährlich: Sozialdemokraten mussten befürchten, als starrsinnige Orthodoxe, Kommunisten liefen Gefahr, als marxologische Revisionisten gebrandmarkt zu werden (Beyer 1968).

Zwei Beispiele mögen die Brisanz einer ernsteren soziologischen Marxrezeption illustrieren: Werner Sombart bekam lange keine Anstellung, da er anfangs in marxistischen Bahnen dachte (Sombart 1894 war von Engels persönlich gelobt worden, MEW 25, 903; cf. Appel 1992, 133 ff.).<sup>39</sup> Und Karl Mannheim schaffte es, sich derart zwischen alle Stühle zu setzen, dass er von bürgerlichen und marxistischen Soziologen zugleich attackiert wurde – scharf, aber mit fadenscheinigen Argumenten.<sup>40</sup> Der Schluss liegt nahe, er habe an eine schmerzhaft Wunde gerührt – an das „Marxismusproblem“ (König 1987, 354). Die Bürgerlichen verwarfen Mannheim, weil er zu wenig idealistisch, weil er zu „marxistisch“ sei (so von Wiese und Tönnies, Curtius, Plessner, H. Arendt, H. Jonas; ein Panoptikum damaligen Denkens). Dabei hatte Mannheims Wissenssoziologie (1929) wenig mehr getan, als den Ideologieverdacht auf den Marxismus selbst anzuwenden – eine Operation, die der damalige Marxismus geradezu herausgefordert hatte.<sup>41</sup>

---

metaphysischer Voraussetzungen erkannt werden“ (1900, 8; ähnlich Rathenau und, obzwar weder Jude noch Besitzbürgersohn, Freyer. Zu Simmels „Tiefe“ Lukács 1954, 359; Lenk 1970, 15; zu Schütz Jonas 1968 II, 215). Aufschlussreich sind auch folgende Bemerkungen von Nichtsoziologen: „Marx' Leidenschaft scheint mir in der Wurzeln unrein, von vornherein selber ungerecht, aus dem Negativen lebend, ohne ein Bild vom Menschen, verkörperter Hass eines Pseudopropheten vom Stile Ezechiels. [...] Ich kann nicht anders als in ihm einen bösen Menschen sehen“ (Karl Jaspers am 7.1.1951, in: Arendt 1993, 199). „An die Stelle des Geistes ist ein [...] komischer Wissenschaftsaberglauben getreten. [...] Marxismus – die Geistlosigkeit“ (Landauer 1911, 76, 93; s.u., Fn. 44).

38 Mosse 1985, 108; Berlin 1994, 38. Sie stießen auch auf wenig Gegenliebe (Silberner 1983, Heid 1982). Seit 1933 mussten die deutschen Juden den Urheber der Repressionen im Staat sehen (Schoenberger 1991, Karady 1999).

39 Zu Sombart auch Pollock 1926, Lenger 1994, J.Backhaus 2000. Retrospektiv bemerkt er über seine ersten Jahre als Beamter, in Verteidigung Mannheims: „ich war damals Marxist und brauchte die Werturteilsfreiheit, um weiter preuss. Beamter bleiben zu können“ (nach Käsler 1984, 390). Ähnlich wie Sombart erging es später auch dem Sozialdemokraten Robert Michels, was Max Weber zu großem Zorn veranlasste (Ringer 1969, 133).

40 Dazu Meja 1982 II; Lepenies 1985, 380 ff.; König 1987, 353 ff.; Hoeges 1994.

41 Einerseits waren viele Behauptungen und Handlungen der Kommunisten tatsächlich zweifelhaft (cf. 2.2.2), andererseits hatten u.a. Lenin und Gramsci den Marxismus selbst zur Ideologie erklärt (Eagleton 1993, 107, 139; Lenin Werke 5, 395; cf. 2.1.4,

Natürlich kann eine Theorie, die selbst in Frage steht, nicht zur Beantwortung derselben herangezogen werden (1.4.1). Wollte Mannheim den üblichen Dogmatismus vermeiden, konnte er nicht anders, als sich der Thesen über ökonomische Hintergründe einer Klassenzurechnung skeptisch zu enthalten – er ging nur so weit, wie die vorliegende Soziologie eben reichte, nämlich bis zu Betrachtungen milieuspezifischer Lebensstile und Weltbilder (Barboza 2002).

Der Vorwurf ging also ins Leere, verfehlte aber nicht seine Wirkung – etwas Schmutz bleibt bekanntlich immer haften. Mannheim hatte eine Plattform bereitgestellt, auf der die parteiichen Gegensätze abgelegt werden sollten, um eine *theoretische* Verständigung herbeizuführen. Statt die Gelegenheit zu nutzen, ihre „überlegene“ Theorie einmal als eine solche zu erweisen, fielen nun auch viele Marxisten über ihn her (Neurath, Lukács und Horkheimer, cf. 2.6.1), weil er so „idealistisch“ war, dem Marxismus nicht schon vorab rechtzugeben. Einzig Lewalter (1930) schien die Konstellation zu durchschauen – Mannheims Wissenssoziologie hätte sich, wären nur die rechten Argumente gekommen, in einen anspruchsvolleren Marxismus überführen lassen.<sup>42</sup> Mannheims bloße Marxnähe hat allerdings schon zu seiner kompletten Isolation hingereicht.

#### 2.4.3 Normativität als Lückenbüßer unvollständiger Weltbilder

Das neoklassische Ökonomie-Modell naturalisiert die Wirtschaft, als sei sie ein von uns *toto coelo* unterschiedener „Mechanismus“.<sup>43</sup> Wird das residuale Soziale dann geisteswissenschaftlich als „normativer Rahmen“ aufgefasst, herrscht zwischen beiden Ebenen eine nicht nur disziplinäre, sondern auch eine geltungstheo-

---

Fn. 66; 2.2.4, Fn. 59; 2.6.1, Fn. 20). „Der historische Materialismus kann und muss auf sich selbst angewendet werden“ (Lukács 1923, 235). Er konnte nicht mehr einfach vorausgesetzt werden.

42 Mannheims „Reservation gegenüber dem Marxismus ist letztlich eine rein skeptizistische – nimmt man sie fort (und Mannheim selbst verneint explizite den Skeptizismus), dann bleibt: eine um viele Details bereicherte, in ihrem Grundmotiv rein ‚marxistische‘ Position. Der Weg der deutschen Soziologie hat von Dilthey über Scheler endlich doch zu Marx geführt“ (Lewalter 1930, 579 f.) – nicht ganz, wie anzufügen ist, aber doch latent. Da Mannheim nicht primär eine Rehabilitation des Marxismus anstrebte und in der Emigration ganz andere Schwerpunkte setzte, hat sich in der Mannheimdeutung die übereinkommende Ablehnung erhalten: Stalinisten wie Lukács 1954 (und ihm folgend K. Lenk 1970) und Konservative wie Jonas 1968 kommen in der Ablehnung überein.

43 Zu kritisieren daran ist nicht die Suche nach „Gesetzen“ der Gesellschaft, sondern dass diese Gesetze den Gesetzen einer als determiniert verstandenen Natur gleichgesetzt werden. „Die ‚natur‘wissenschaftliche Interpretation der gesellschaftlichen Handlungen lässt, eben weil sie eine ‚natur‘wissenschaftliche ist, das Problem der gesellschaftlichen Integration völlig offen“ (Jonas 1968 I, 249 zu Bentham; cf. 259 zu Spencer; 264 zu Saint-Simon; 270 f. zu Comte: „Der Versuch, die Soziologie als Naturwissenschaft zu begründen, bedeutete hier ebenso wie beim Utilitarismus nicht, wie es Comte gemeint hatte, die Unterordnung der Einbildung unter die Beobachtung, sondern umgekehrt, die Unterordnung der Beobachtung unter die Einbildung“).

retische Spaltung: eine Seite kann getrennt von der andern untersucht werden.<sup>44</sup> Man kann sich hier verschieden positionieren, jeweils eine Seite für die wichtigere, „vorgängige“ oder gar die einzige halten, und angesichts verschiedener Fragen zu verschiedenen Ergebnissen kommen (2.4.1). Das Gesamt dieser verschiedenen Theorien mag man dann „Relativismus“ oder „Pluralismus“ nennen. Mit Marx ist *beides* zu kritisieren, nicht aus geheimnisvollen dialektischen („philosophischen“) Gründen, sondern aufgrund der anderen normalwissenschaftlichen Analyse der Wirtschaft. Es gibt in der Sozialwissenschaft eine erstaunliche Kontinuität der beredten Nichtbeachtung dieser alternativen Sozialtheorie.<sup>45</sup> Aber gerade weil eine umfassende Analyse fehlte, wurde zunehmend die „Ethik“ strapaziert. Die frühen Soziologen sahen sich herausgefordert durch die bedrängende soziale Lage einerseits, eine stimmige, aber wirklichkeitsferne ökonomische Theorie andererseits. Nicht umsonst trugen solche Untersuchungen den Namen „Moralwissenschaft“ (bei Spencer, Durkheim, Simmel u.a.). Comte kritisierte den methodischen Individualismus und die „Kälte“ der politischen Ökonomie ähnlich wie die historische Schule der Wirtschaftstheorie.<sup>46</sup>

Mit dieser „normativen Kritik“ an der Ökonomie ging jedoch der Gegenstand „Wirtschaft“ verloren (2.3.4, 3.2.3). Eine Verbesserung der ökonomischen Analysen wurde selten erstrebt (außer bei Sismondi, cf. Jonas 1968, 218), stattdessen ging man zu *anderen* Gegenständen über, die in der Ökonomie nur unzureichend erfasst worden seien, und die die Wirtschaft notfalls würden „steuern“ können, wie etwa der sittliche Staat (Fn. 27, Fn. 55). Daran hat sich über die Jahrzehnte wenig geändert: Die Projektion anonymer Strukturgesetze auf möglichst greifbare Träger wie den Staat oder die Gesinnung der Einzelnen hat sich im Existentialismus verdichtet. Die dagegen gerichtete strukturalistische Großthese vom „Ende des Subjekts“ brach zwar diesen Personalismus auf, aber um den Preis des entgegengesetzten Extrems eines subjektlosen Prozessierens von Macht oder „Sinn“. Foucault konzentrierte sich auf die Sphäre der Macht, die ihr natürliches Zentrum im Staat hat, sowie auf Pathologien wie den Wahnsinn, die die Individuen bei übergroßer Machtfülle erleiden. Die soziologischen Kategorien blieben bei alledem so ethik- und politikzentriert wie vordem, und sogar die Wirtschaft selbst wurde in *Herrschaftskategorien* analysiert.<sup>47</sup>

44 „Das Gesellschaftliche als solches“ ist „die logische Tat des Verstandes“ (Spann 1903, 589). „Alle Gesellschaft ist Geist und aller Geist ist Gesellschaft“ (Sombart 1936, nach Käsler 1984, 425; cf. Freyer 1923, Lukács 1954, 277; auch Nörr 1994, Acham 1995; s.o., Fn. 37; zur Vergeistigung 2.5.2).

45 Noch Lange wirft Marx seine vorgebliche „Einheitsidee“ vor (1980, 133). Das verwirft den komplizierten Charakter der Marx'schen Analysen, ihr Begreifen der Gesellschaft als komplexes Gebilde von Zusammenhängen, als bloße „Idee“. Die Ökonomie, ratio dieses Zusammenhangs, kommt in Langes Begriffsanalysen nicht vor.

46 Dazu König 1958, 308 f.; Morel 1999, 14; kritisch Deppe 1971, 11 f., Fischeing 1993.

47 Weber 1922, 109 übernimmt Knapps „siegreiche“ Staatliche Theorie des Geldes von 1905 (cf. Reichelt 2002, 188; 2.3.5, Fn. 140). Er nennt rationales Wirtschaften „planvoll“ (31, 35), spricht von „Verfügungsgewalt“ (33), „Marktregulierung“ (43),



Damit der politische Überbau als autochthon gefasst werden kann, muss allerdings das neoklassische Paradigma für das Modell in Geltung bleiben. Vorausgesetzt wird so ein Zweistufenmodell, in welchem ein automatisch funktionierendes *System* die Basis darstellt für einen unverbunden darüber liegenden normativen „Überbau“. (Die Rangordnung kann sich auch umkehren, so dass der „Geist“ als „tiefer“ gilt, Fn. 37). Nicht Marx hat ein solches Modell vertreten, sondern erst seine normativen *Kritiker* – etwa wenn Max Weber Gesellschaft mittels einer Analyse des „subjektiv gemeinten Sinnes“ der Beteiligten untersucht (2.4.6).<sup>48</sup> Beide diametral von Weber ausgehenden Schulen übernahmen nun dieses dualistische Modell. Parsons unterlegte der Soziologie ein der Neoklassik vergleichbares methodologisches Modell und übernahm dabei viele ihrer Charaktermerkmale. In seiner berühmten Arbeit von 1937 geht er neben Weber und Durkheim sogar direkt von den Ökonomen Marshall und Pareto aus. Zwischen der ethisch begriffenen „Freiheit“, des Individuums und der als „Ordnung“ gefassten Struktur, die auf eine der Neoklassik analoge Weise konstruiert wird, fällt die Wirtschaft hindurch – und mit ihr alles, was für Konflikte und institutionellen Wandel sorgen könnte.<sup>49</sup> Die „soziale Integration“ der Individuen (Lockwood 1964) vollzieht sich über „Werte“ – natürlich „normative“, nicht wirtschaftliche.

---

„Macht“ (60) und „Organisation“ (96; cf. Rehberg 1979). Sein Bruder Alfred trieb Staatssoziologie (1927). Wichtige Foren hießen Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft oder Der Staat (das Magazin Hilferdings aber: Die Gesellschaft). Mannheim rief 1935 das „Zeitalter der Planung“ aus. Für Freyer war Klassenkampf eine „Herrschaftsspannung“ (1930, 234). Bei Dahrendorf 1957 ist der „Herrschaftskonflikt“ zentral: in vollendeter Entökonomisierung bildet hier jede Interessengruppe eine Klasse, auch die der Kaninchenzüchter. Eine Politisierung der Ökonomie (cf. noch Habermas 1981b) betrieb komplementär auch die sog. „radikale“ Ökonomie, welche von einer „Herrschaft“ der Monopole, des Staates oder von „Akkumulationsregimes“ sprach (Arestis 1994). Auch die Linke war also ökonomievergessen. Diese Sicht spiegelt sich in Filmen wie „Orden für die Wunderkinder“ oder Fassbinders „Welt am Draht“ sowie in der ultralinken Obsession, überall „Faschismus“ zu erblicken. Ähnliches gilt für Frankreich: Die Abkunft des Poststrukturalismus aus einem speziellen Marxismus ist kaum zu übersehen (Milner 1999, 121 ff.; 1.4.2, Fn. 27). Schiwy 1969 und 1978 beleuchtet als aufschlussreiches Zwischenstadium zur Postmoderne die offen antimarxistischen „Neuen Philosophen“; cf. Frank 1984, 1993; Ferry 1987; Taureck 1990. Aufschlussreich ist, dass es in diesem Kontext stets heißt: „the politics of ...“ (identity, difference etc.; Barrett 1991, Taylor 1992).

- 48 Habermas trennt auch Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse hermetisch (3.1.3). Marxens heuristisches „Basis-Überbau“-Konzept ließ gerade keine Selbständigkeit der Sphären zu (A. Maihofer 1992, cf. 3.2). Der „Rahmen“ ist hier nicht die „normative“, sondern die wirkliche Struktur, aus der sich Normen erst bilden.
- 49 Das Modell eines „Systems“, das immer schon im Gleichgewicht ist, entstammt der Neoklassik. Parsons 1937 begreift das neoklassische Modell als Unterfall eines übergreifenden, aber ebenfalls nutzenkalkulierenden Modells von Handlungsrationalität (Joas 1992, 225 f.; Esser 1999). Der Harmonismus wird in der späteren Systemtheorie noch dominanter (Parsons 1951; Luhmann 1984, 488 ff.). Dass Coser 1956, Dahrendorf 1957 u.a. dagegen das Thema des „Konfliktes“ ins Feld führten, hat symptomatischen Charakter; gerade weil dies nicht mit „marxistischen“ Hinterge-

Selbst die Klassenschichtung, die aus der neoklassischen Betrachtungsweise herausgefallen war, erklärt Parsons ethisch: Das „Zentralkriterium für die in der sozialen Schichtung zum Ausdruck kommende Rangordnung“ sei die „moralische Wertung der Individuen“.<sup>50</sup> Das letzte in der Schichtungsanalyse verbliebene ökonomische Kriterium, die Einkommenshierarchie, wird nicht nur ex post ethisch legitimiert, sondern ex ante mit Ethik *erklärt*: sie entspreche „im großen und ganzen der direkten Wertung“ – die normativ „am höchsten eingestuften Arbeiter“ werden „auch am besten bezahlt“ (199). Dies stellt die Dinge auf den Kopf: außer Popstars ist niemand reich, weil er geachtet wird, sondern in der Regel wird man geachtet, wenn und weil man reich ist.<sup>51</sup>

Diese quietistische Sicht auf die Wirtschaft hat sich nicht nur Niklas Luhmann, sondern seit den 1970er Jahren auch Jürgen Habermas angeeignet. In seinen Schriften ist die Wirtschaft merkwürdig stillgestellt (3.1). Habermas kam aus der *anderen* von Weber ausgehenden Schule, der Kritischen Theorie (2.6). Diese hat den Dualismus insofern geerbt, als auch sie das hindurchgefallene Marx'sche Thema nicht aufgreift, auch wenn sie nun oft davon spricht. Sie behandelt kulturelle Aspekte wie Ästhetik, Autorität und Familie, Antisemitismus, die Dominanz der „instrumentellen Rationalität“, kurz: Pathologien des Alltagslebens. Doch dabei geht auch sie von dem verkürzten Modell des Wirtschaftens aus, das mit der vorgefundenen Realität kaum in Zusammenhang steht. Obwohl sich dieses Modell nunmehr auf Marx *berief*, hatte es viele Charakterzüge der Neoklassik integriert (2.6.2). Ralf Dahrendorf, Vorläufer der ethisierten Kritik an der Systemtheorie, war ebenfalls Ex-Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung. Auch die Konflikttheorie, die *er* gegen den Harmonismus der Systemtheorie stellte, war normativistisch: Sozialer Wandel vollziehe sich in Gruppenkonflikten; soweit folgte er Marx (Dahrendorf 1957). Doch er bleibt bei der Beobachtung stehen, Gruppen seien primär normativ zusammengehalten, und gibt sie als Erklärung aus.<sup>52</sup> Wie später Habermas wurde schon Dahrendorf im Zuge der Ausarbeitung seines Kontrastmodells zum Funktionalismus hinübergezogen.<sup>53</sup>

---

danken geschah (cf. Gouldner 1970, Krysmanski 1971). Parsons Versuch der Vermittlung von Mikro- und Makroebene ist hegelianisch: Auch Hegel ging von einer letztlich harmonischen Analyse der Wirtschaft aus, deren externe Folgeerscheinungen vom Staat schon aufgefangen würden. Ist es aber soziologisch verdienstvoll, den eigentlichen Gegenstand der Analysen durch Definitionen zu überspringen?

50 Parsons 1940, 181; vgl. Heimann 1926. Parsons (cf. 1928) studierte in Deutschland.

51 „Die Eigenschaften des Geldes sind meine – seines Besitzers – Eigenschaften und Wesenskräfte. Das, was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt [...] Das Geld ist das höchste Gut, also ist sein Besitzer gut [...] ich werde also als ehrlich präsumiert“ (MEW 40, 564). Parson's Marxkritik verwirft explizit die Arbeitswertlehre (1937, 107 ff.; vgl. schon Weber 1922, 31). „Parsons' funktionalistische Schichtungstheorie rechtfertigt [...] offensichtlich bestehende Verhältnisse. Das hat ideologischen Charakter, insofern die bestehenden Ungleichheiten der amerikanischen Gesellschaft zwar nicht gezeugt, aber [...] als funktionale Notwendigkeit wissenschaftlich abgestützt werden“ (Krämer 1983, 59; cf. 3.2.1).

52 „Menschliche Gesellschaft heißt immer, dass das Verhalten von Menschen [...] durch

Auch wenn in gegenstrebigem Monismus die Systemtheorie die Mikroebene als bloßen Ausfluss des Systems behandelte, während die Kritische Theorie ihre Texte nur noch mit Andeutungen einer einstigen Wirtschaftstheorie würzte, ging man von demselben dualistischen Modell aus, von dem man je nur eine Seite bearbeitete.<sup>54</sup> Wird der Dualismus von reinen Gesetzen und verunreinigenden Nebenerscheinungen vorausgesetzt, hat man sich in der wissenschaftlichen Klärung der Nöte der Gegenwart irgendwann zwischen den „streitenden Göttern“ (Max Weber) zu *entscheiden*. Meist hat man sich durch seine soziale Herkunft und Lage „immer schon“ entschieden und wird diese Entscheidung ethisch zu rechtfertigen suchen. Wird Soziologie so als normative Theorie betrieben, ist der Übergang zu einer präskriptiven Ethik fließend.<sup>55</sup> Die Ethik kommt auch dort soziologisch zu hohen Ehren, wo sie nicht eigens genannt wird. Diagnostik und Thera-

unüberhörbare, d.h. verfestigte, Erwartungen geregelt wird. Die Verbindlichkeit dieser [...] Normen beruht auf der Wirkung von Sanktionen“ (Dahrendorf 1967, 368, cf. Honneth 2003). Diese Beschreibung der Normen würden entschiedenere Normativisten sicherlich ablehnen – weil sie noch aus der „Beobachterperspektive“ vorgekommen sind, also „regularistisch“ sind (Brandom 1994, 26 ff.). Ist die Frage nicht eher, woher diese ‚Normen‘ kommen (vgl. Krämer 1983, 66)?

- 53 Dahrendorf 1961 gibt eine „wesentliche Korrektur“ seiner Position an: er habe nun zwei Perspektiven (Herrschaft und Integration) in eine einzige überführt: Schichtung sei „nur eine Konsequenz der Herrschaftsstruktur, Integration ein Spezialfall des Zwangs“ (27, vgl. Schelsky 1979, 391; Krysmanski 1971, 137 ff.).
- 54 Die empirischen Untersuchungen, die zeitgleich angestellt wurden (mit deutlichem Schwergewicht auf der Meinungsforschung), waren weit von den in der Prosa-Soziologie behandelten Themen entfernt. René König sprach im Streit um den Sinn der Soziologie von einem empirischen „Fellachentum“, Schelsky 1959 von der „Exaktheit eines Wissens von Banalitäten“. Beide führten natürlich auch empirische Arbeiten durch (wie sogar Adorno); das Problem war nur, dass Empirie und Theorie unverbunden waren. „Empirische Forschung und humanitäres Pathos sind [...] die beiden Pole, um die die deutsche Soziologie in der Nachkriegszeit kreist“, die sich „entfremdet gegenüber treten“ (Jonas 1968 II, 239, cf. 280). Die Systemtheorie trat in die Fußstapfen der „reinen“ oder „formalen“ Soziologie, die bei Simmel und Tönnies neben der empirischen Forschung stand (167, 171, 202). Jonas unterscheidet drei Bruchteile der Soziologie: „Empirie, Theorie und Kulturphilosophie“ (168). Empirische Forschung und Systemtheorie teilen einen soziologischen Habitus, das „Streben nach Sicherheit, das Suchen nach einem Terrain, auf dem man sich unangefochten bewegen und doch zugleich das Bewusstsein haben konnte, den Anschluss an die Entwicklung der Soziologie wiederzufinden“ (238).
- 55 Aus Max Webers Analyse des Normativen wird bei Carl Schmitt und Hans Freyer eine selbst präskriptive Theorie: „Die Wirtschaft ist widerspenstig und muss in feste Hand genommen werden“ (Freyer 1925, 177; cf. 1931a; Schmitt 1922 und 1932). Der lebendige Staat solle die tote Wirtschaft aufheben („Überwindung der Klassen-gegensätze“, 1930, 306). Es geht zurück von Marx zu Hegel (Lichtheim 1971), von der Gesellschaftstheorie zur Staatsphilosophie und Ethik. Ein jüngeres Beispiel dafür ist Foucault, der zuletzt eine Ethik des Selbst schrieb (1987). Ihm folgend konstatiert auch Bude das Münden der gegenstandslosen Soziologie in Ethik (1988, 113, vgl. Müller-Doohm 1991, 83 ff.). Noch Beck 1997 diagnostiziert eine Gegenstandslosigkeit der Soziologie (da der Nationalstaat „verschwunden“ sei, 49 f., 268) und gibt zuletzt eigentlich nur normative Ratschläge.

pie etwaiger sozialer Anomien sind in beiden Lesarten des Bildes letztlich ethisch.<sup>56</sup> Konservative Anhänger der „haltenden Mächte“ neigen einer Ethik der „Sittlichkeit“ zu. Die Annahme dahinter ist, dass „die Moderne“, und das meint die moderne *Gesellschaft*, sich ihre eigenen Grundlagen nicht legen könne.<sup>57</sup> Diese Position sah seit je in der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Fortschrittsorientierung den auslösenden Faktor moderner Übelstände.

Die mögliche Rettung vor einer sich verstärkenden Ökonomisierung wird in vorgeblich *nichtökonomischen* Mächten erblickt. Die Mächte, die nun positiv bewertet und „ethisiert“ werden, können durchaus verschiedene sein (2.4.1).<sup>58</sup> Eine Untergruppe hiervon hält die neoklassische begriffene Wirtschaft nicht für stabil und befürchtet keinen nur kulturellen Verfall, sondern sieht die Stabilität der Wirtschaft selbst gefährdet. Dem will man durch außerökonomische Faktoren abhelfen, die die Wirtschaft wieder in Schwung bringen oder in Gang halten, wie es schließlich in der „sozialen Marktwirtschaft“ institutionalisiert wurde.<sup>59</sup> Auch dieser deutsche Keynesianismus hat neoklassische Fundamente. Die hier vertretene Sittlichkeit beschränkt sich darauf, die „Rahmenordnung“ und den „Unternehmergeist“ *politisch* zu kultivieren und zu schützen (cf. 3.3.4).

56 Siehe Parsons Klassenethik, Fn. 50. Comtes sah die Soziologie als eine Art konfliktpräventiver Herrschaftstechnik an: „voir pour savoir, savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir“ (nach Müller-Doohm 1991, 48).

57 So das schmittianische Paradox von Böckenförde 1991, 112 (2.6.6, Fn. 173). Schumpeter 1942 hatte es („im Gegensatz zu Marx“, Jonas 1968 II, 235) dahingehend verlängert, dass der Kapitalismus sich nicht nur nicht selbst legitimieren könne, sondern sich seiner Grundlagen zunehmend beraube (Offe 1972, Habermas 1973b).

58 Man könnte von einer „Ethik der Selbstaufgabe“ sprechen (Bude 1988, 114), die sich freilich nicht an die eigene Adresse, sondern an die anderen Mitglieder der Gesellschaft richtet. Zum soziologischen Konservatismus vgl. Jonas 1968 I, 117 ff., 283 ff.; Klages 1972 (s.o., Fn. 4); zum politischen Konservatismus Mannheim 1925, Greiffenhagen 1971, Schildt 1998. Dieses Denken begegnet schon bei den ständischen Gegnern der Französischen Revolution, welche entweder Adel und Königtum (Edmund Burke und Malthus) oder den Bauerstand (Adam Müller und die Bodenreformbewegung) als die „bessere“ Seite aufbieten. Von Hegel, der in dem vermeintlich überökonomischen Staat die Sittlichkeit selbst verkörpert sieht, zieht sich diese Linie über Comte und seine Priesterschaft der Soziologen (Lieber 1985, 52), den Nationalsozialisten Heidegger (1935), der in den tellurischen Gewalten der „Bewegung“ die Chance sah, der „Führerlosigkeit“ der modernen Technik „Herr“ zu werden, bis hin zu neuen Konservativen, welche auf die „haltenden Mächte“ (Freyer 1955) des Staates (Forsthoff 1971), der Familie (Schelsky 1955a), der Kirche (Nell-Breuning 1980), der Kultur (J. Ritter 1961) oder der Naturverbundenheit (Gruhl 1978) setzen. Jüngste Erscheinungen dieser Tendenz sind theoretisch der Kommunitarismus (3.2.3), auf den Strassen der neue Nationalismus und Fundamentalismus. Nominelle verbindet diese Gruppen ihr Externalismus. Sie kritisieren den Kapitalismus verkürzt, weil die aufgebotenen Instanzen nur thetisch als über- oder „nichtökonomisch“ gesetzt werden. Da auch die alten Mächte (Adel, Familie, Gemeinschaft, Kirche) einer wirtschaftlichen Grundlage bedurften, müsste es eigentlich heißen: „nichtkapitalistisch“ – was aber in den meisten Fällen kaum mehr berechtigt ist.

59 ‚Revisionistische‘ Sozialisten sahen die Marktverzerrungen bereits als begrüßenswerte Überwindung des Kapitalismus an (zu Bernstein cf. 2.1.2, zu Hilferding 2.2.6).

Beidem stehen die radikalen Aufklärer entgegen, welche in traditionellen Milieus und politischen Steuerungen nur Hindernisse der Vernunft oder des Wachstums und damit Verursacher möglicher Missstände sehen. Sie vertreten eine Art Ethik der Selbstverantwortung, der wirtschaftlichen „Freiheit“ und Autonomie – die Idee der „Ich-AG“ („Jeder sein eigener Unternehmer“; 3.3.3, cf. Henning 2005a).<sup>60</sup> Diese Gegenethik kulminiert in Max Webers Forderung, die Gegenwart so auszuhalten, wie sie „ist“, das heißt: so wie das reine Modell sie sieht, ohne Träumereien an ein Gestern oder Morgen zu verfallen.<sup>61</sup>

Die „liberale“, *neu-normativistische* „Staatsphilosophie“ schließlich scheint die Hoffnung der alten normativen Staatsphilosophie, also von Naturrecht und Kontraktualismus zu teilen, dass Herrschaft Argumenten zugänglich sei, da sie schließlich irgendwo personifiziert sein muss, und versucht sie mit „guten Gründen“ zu einer normativeren Herrschaftspraxis zu überzeugen. Indem sie Herrschaft für überflüssig, ja schädlich halten, vertreten auch sie, wenn auch nur implizit, das Paradigma der „reinen“ Marktgesetze (cf. 3.3.2).

Bei aller Kritik der Idealisierung von Vergangenheit und Zukunft sehen die soziologiefreie Ökonomie und die ökonomiefreie Soziologie die wirkenden Mächte der Gegenwart denkbar unkritisch. Auf *allen* Seiten wird also eine Ethik formuliert; die Tätigkeit der Sozialwissenschaften besteht nun darin, diese Ethiken auszuformulieren, zu „begründen“ und die Begründungen bis ins Detail auszuloten. Solche „normativen Theorien“ haben allerdings zwei blinde Flecken: Erstens können sie durch den Dualismus notwendig je nur eine Seite kritisch beleuchten. Dabei macht die „Zerspaltung“ der Perspektiven (Jonas 1968 II, 168) schon die Erfassung dieser einen Perspektive fragwürdig. Zweitens stellt die Normativität nur einen Ersatz für konkretere Analysen dar. Es ist noch keineswegs eine soziologische Theorie, *eine* der politischen Ethiken, hinter denen konkrete Interessen stehen, soziologisch zu „übersetzen“, also in die Form einer „normativen Theorie“ zu bringen. In den zwei Seiten des Bildes sind jeweils Momente der Realität in den Blick gebracht, die man nicht dadurch aus der Welt schafft, dass man eine Seite für die bessere erklärt und ihr durch eine normative

60 Diese „Ethik der Selbsterfindung“ (Bude 1988, 114), eine ästhetisch verkürzte „Selbstverwirklichung“, reicht von den Individualisten Simmel und Beck über Habermas und Luhmann, die „alteuropäische“ Restbestände wegrationalisieren, weil sie nur noch musealen Wert hätten, bis zu Privatisierern in Wirtschaft und Politik (Baier 1988). Simmel wollte die „Dissonanzen des modernen Lebens“ durch ein Heben der „subjektiven Kultur“ bekämpfen, etwa durch Erziehung (1957, 97; verfasst 1908, cf. 1916). Die „objektive Kultur“ scheint also in bester Ordnung zu sein.

61 „Der Prophet, nach dem sich so viele [...] sehnen, ist eben nicht da“ (Weber 1919, 441). „Es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht!“ (443 – man bemerke die Anklänge an Nietzsche sowie Webers Schüler Lukács und Bloch). Auch Kracauer wollte zwar soziologisch „in die neu-alten Bereiche der gotterfüllten Wirklichkeit“ führen (1922, 11), meinte aber, dies nur durch Abwarten erreichen zu können (cf. Wiggershaus 1988, 85 f.).

Theorie die Berechtigung zuspricht, die andere zu „kolonialisieren“.<sup>62</sup> Beide Wirklichkeiten sind da, und beide Ethiken sind reale Mächte in diesen.

Eine normative Theorie kann weder die Totalität der Wirklichkeit durchdringen, noch sie gar „transzendieren“, da stets eine Seite ausgeschlossen bliebe. Habermas (1981b) konnte, nach dem Vorbild von Parsons (1937), eine „gesellschaftstheoretische“ Synthese erarbeiten, weil beide Schulen die modellhaften Grundannahmen *teilen* und primär „normativ“ argumentieren, nur eben von der jeweils anderen Seite aus. Doch eine Synthese von Fehlentwicklungen bringt noch keinen Erkenntnisgewinn.<sup>63</sup> Die zwischen Ökonomie und Soziologie entstandene Lücke und ihre Wiederkehr in der Scheidung zwischen Systemtheorie und Kulturalismus<sup>64</sup> wird auch durch eine „Interdisziplinarität“ nicht gefüllt, die beide Perspektiven unverbunden nebeneinander stellt. Ein Themengebiet, was keine von zwei Wissenschaften und keine der beiden soziologischen Schulen bearbeitet, wird auch von beiden *zusammen* nicht besser erfasst. Polemisch gesagt: Statt einer Soziologie, die „nichts als Soziologie“ ist (König 1958, 7), ist diese Soziologie eher – und überspitzt gesagt – „nichts als Ethik“.<sup>65</sup>

62 Habermas 1981b gesteht System und Lebenswelt ihr jeweiliges Recht zu, moniert aber ein falsches Mischungsverhältnis. Der unzulässigen Kolonialisierung der Lebenswelt durch systemische Imperative soll durch eine „Politisierung“ abgewehrt werden (siehe schon 1962). Offen bleibt, was der Inhalt dieser Politisierung sein soll. Die normfreien „Subsysteme“ (Staat und Wirtschaft) werden eher positiv beurteilt, zumindest solange sie in ihren Grenzen bleiben – die allerdings illusorisch sind. Die reale Lebenswelt ist Habermas 1992 unheimlich geworden: die hegemonialen Inhalte des Politischen (der vorherrschende Nationalstaatsgedanke und Patriotismus), werden ersetzt durch eine rationalistische Konstruktion der „deliberativen Demokratie“ und des „Verfassungspatriotismus“, die sich allein durch formale Verfahrensregeln legitimieren. Die Unterscheidung von System und Lebenswelt ist eingezogen. So werden die vormalig systemisch genannten Elemente Staat und Wirtschaft noch unkritischer gesehen. Die Lebenswelt wird nun nicht mehr nur rational „rekonstruiert“, sondern rationalistisch bevormundet (cf. 3.1.5).

63 Um die „Synthese“ rangen Dilthey (2.5.2), Troeltsch (2.6.6), von Wiese 1954 (111, 117), Mannheim 1924 sowie A.Weber 1927. Dieser kombinierte eine eklektische Soziologie, die sich der Zivilisation, der Gesellschaft und der Kultur je einzeln annahm (von ferne ähnelt das den „drei Welten“ von Habermas 1981b I, 115 ff.). Dadurch wird die theoretische Zerreißung des gesellschaftlichen Zusammenhangs der „Sphären“ nur verendgültigt. Naturalismus und Technizismus einer Ebene wird „ergänzt“ durch vollendeten Idealismus der anderen.

64 Die Soziologie inkorporiert beide Perspektiven. Das könnte man mit Luhmann als eine „Re-entry“ der Differenz im Inneren des Systems.

65 Lichtblau 1997 zeigt, wie besonders der Einfluss Nietzsches eine Ethisierung der Soziologie vorantrieb: Tönnies engagierte sich, inspiriert durch Nietzsche, in der „Gesellschaft für ethische Kultur“ (92, cf. Tönnies 1893; König 1984, 403), Simmel pries Nietzsche als Verkünder eines neuen Ethos der Vornehmheit (100, cf. Simmel 1907, Lichtblau 1984a), und Webers Protestantische Ethik (1904) ist als Fortsetzung der Genealogie der Moral zu lesen (129, zuvor wollte er die Deutschen zu einem „Herrenvolk“ durchformen, 135, cf. Weber 1895). Scheler und Sombart arbeiteten an einem neuen nietzscheanischen Ethos wider die Dekadenz des Bourgeois (159, cf. Sombart 1913a, Scheler 1999). Webers Reserve gegenüber „Werturteilen“ (cf. 2.4.6)

## 2.4.4 Die Projektion der Schwächen auf die Symbolfigur Marx

Die durch das negative Kraftzentrum *Marx* stark veränderte ökonomische Wissenschaft wirkte sich entscheidend auf die Architektur der sich entwickelnden Soziologie aus. Diese hat dann Marx'sche Themen in durchaus eigener Form aufgegriffen und rezipiert, etwa die Frage der Entfremdung oder der Klassenbildung. Die ökonomischen Vorverständnisse der Soziologie zeigen aber bereits an, dass diese Rezeption nicht voraussetzungslos ist. Hatte die Tendenz zum wechselseitigen disziplinären Ausschluss von Soziologie und Ökonomie ein bestimmtes ökonomisches Paradigma zur Voraussetzung, so überrascht es nicht, dass eine solche Perspektive auch bestimmte Marxdeutungen zur *Folge* haben wird. So lange wie der Name „Marx“ in Deutschland noch für reale Kräfte und Gruppen stand, für Gewerkschaften und Studenten im Lande sowie für das andere Deutschland, wurde Marx von der Soziologie immer wieder als Kritikpunkt angepeilt, anhand deren Widerlegung man sich den Sinn des eigenen Tuns exemplarisch vergegenwärtigen konnte. (Daraus entstand bei Marxisten die perspektivische Täuschung, die Soziologie sei *nur* eine Antwort auf Marx, Fn. 11.)

Die Literaturgattung der soziologischen Äußerungen über Marx ist darum besonders signifikant. Zwar muss eine untergründige Wirkungsgeschichte von einer bewussten Rezeption unterschieden werden. Doch die stets große Resonanz solcher Schriften zeigt, dass die Ausformulierungen in der Regel die in der soziologischen Praxis gemachten Voraussetzungen zum Vorschein bringen. Sie können daher als eine Probe auf die Überlegungen zum Gegenstandsverlust in der Soziologie und ihrem Auseinanderfallen in miteinander unverbundene Theorien von einer sterilen technoiden Basis und einem rein normativen Überbau gewertet werden. Marx, der die Philosophie über sich hinausgetrieben hatte in Richtung Politik und Wissenschaft, wird in diesen soziologischen Schriften als Vertreter des jeweils gegnerischen sozialphilosophischen Paradigmas angesehen: als kruder Empirist oder als Phantast. Beide Seiten des beschriebenen Dualismus bzw. seiner „Bewertungen“ projizieren ihr jeweiliges Negativbild auf Marx – was seine Ursachen aber nur darin hat, dass die ökonomietheoretische *Reaktion* die Hälften auseinander fallen ließ.

René König etwa wollte in der Marx'schen Theorie eine überflüssige „Geschichts- und Sozialphilosophie“ sehen.<sup>66</sup> Das ist ein alter Vorwurf, der sich

---

sowie die eher anti-ethische Haltung Nietzsches ändern daran wenig: sie waren nur gegen eine bestimmte Ethik gerichtet. Jonas 1968 II stellt für die Zeit vor (173 ff.) und nach Max Weber (217 ff.) fest, dass neben einer „folgenlosen“ empirischen Sozialforschung (169, 172, 239) eine ethisierte Kulturwissenschaft („Ethoswissenschaft“, 176) den Platz der Soziologie eingenommen hat. Mit Schelsky (1957, 19) sieht er noch in der Soziologie seiner Zeit „nur eine indirekte Morallehre“ (251). Jonas stößt auch auf die Rolle, die Fichte dabei spielt (224, 251; vgl. 196, 214, 249 f. u. ö.; cf. 2.5.2, Fn. 28; 3.1.5, Fn. 125).

66 König wollte eine „nichts als Soziologie“ erreichen, indem er „insbesondere die Geschichts- und Sozialphilosophie“ ausmerzte (1958, 7). Darunter figurieren Philoso-



durch die ganze Soziologiegeschichte zieht.<sup>67</sup> So sehr er auf viele seiner marxistischen Zeitgenossen zutrifft (allen voran Bloch und Adorno), so wenig erfasst König den Charakter der Marx'schen Theorie, wenn er in ihr eine „Eschatologie“ erblickt.<sup>68</sup> Erst die neoklassische Ökonomie grenzte das „Philosophische“ aus der ökonomischen Theorie aus. König übernimmt diese Ausgrenzung für die Soziologie. Sonst ein progressiver Geist, steht er in *diesem* Punkt auf Seiten des von ihm bekämpften Szientismus.<sup>69</sup> Für andere Autoren war Marx Romantiker (Woibl 1989, Frank 1992), Metaphysiker (Popper 1965) oder moralischer Rigidist (Parsons 1937, 495; Dahrendorf 1953). Damit war meist seine politische Zukunftshoffnung gemeint. Doch dies berechtigt kaum das Zurückweisen der Gegenwartsanalysen, die ja den Schwerpunkt des Marx'schen Opus ausmachen. Sie werden sogar dort zurückgewiesen, wo die „philosophischen“ Thesen von Marx, etwa der Entfremdung (Nolte 1952, Popitz 1953, Israel 1972, F. Becker 1972, Meszaros 1973, Schrey 1975), bejaht werden.<sup>70</sup>

phen wie Tönnies (91) und Adorno (336) sowie, wenn auch mit Bauchschmerzen, Marx: „Einerseits entwirft er ein metaphysisches System der ‚richtigen Gesellschaft‘, [...] das allerdings [...] völlig inhaltsleer und bloße Verheißung bleibt“ (92; gerade deswegen ist es kein metaphysisches System). „Andererseits versucht er, die ‚Anatomie‘ der bürgerlichen Gesellschaft zu entwickeln, was beim ersten Ansehen genau im Sinne einer positiven Wissenschaft vom Sozialen verstanden werden könnte. Da aber sein Begriff der Gesellschaft [...] aus der Hegelschen Dialektik übernommen ist, bleibt er [...] in lauter Abstraktheiten naturrechtlicher Art stecken“ (93; cf. 1980, 101 und 127). Hinter diesem Vorwurf steckt zugleich der umgekehrte, Hegel an Ethisierung noch übertreffende, Hegels Denken über Gesellschaft sei zu sehr der Vertragstheorie und dem Utilitarismus verhaftet (König 1980, 101, 127; 1987, 64). König erhebt also beide Vorwürfe zugleich, wie Marx für Parsons 1937 zugleich Utilitarist (107) und Idealist war (495; Joas 1992, 36; vgl. Gouldner 1980).

67 Man hört ihn bei Dilthey (GS I, 108), Simmel 1892 und P.Barth 1897. „Die Soziologie ist aus der Geschichtsphilosophie erwachsen“ (Freyer 1931, 294; cf. 1930, 125). „Soweit das, was damals entstand, Soziologie darstellte, war es Geschichtssoziologie, d.h. eine Soziologie, welche in empirischer Form die Aufgaben der bisherigen Soziologie übernahm“ (A. Weber 1931, 285). „Geschichtsphilosophie“ meinte primär den Marxismus: „die Möglichkeit solcher Soziologie wird heute weitgehend abgelehnt, obgleich in Gestalt der materialistischen Geschichtsauffassung eine dieser Soziologien in welthistorischer Weise grad selbst Geschichte machte“ (1931, 285; vgl. von Wiese 1954, 107). Über Popper und Löwith wanderte der Vorwurf zurück in Philosophie und Theologie (2.6.6).

68 König 1987, 90 ff.; 1937. König (1980, 8) kannte Löwith, und Taubes' Dissertation (1947) ging aus „meiner Vorlesung über Marx hervor“ (1980, 140; cf. 1987, 435).

69 Die Verurteilung Königs bei Kruse 1999 unterschlägt allerdings die Errungenschaft von Soziologen König – die Untersuchung eines eigenen Gegenstandsgebietes mit eigenen Methoden –, indem er sie zwischen ‚harten‘ Naturwissenschaften und ‚weichen‘ Geisteswissenschaften zerreibt. Den Szientismus hatte schon König kritisiert (1987, 350), aber nicht wie Kruse von der Lebensphilosophie aus, der sich affirmativ auf Dilthey und Rickert bezieht, sondern aus soziologischer Sicht (Fn. 43). Es „kann nicht als Empfehlung für die Psychologie des Verstehens gelten, wenn sie immer wieder im Verstehen des Rationalismus so kläglich versagt“ (König 1981, 36; 2.5.1).

70 Popitz unterstellt Marx eine „theoretisch nicht überwundene Gefolgschaft“ Hegels

Galt schon hier der „junge“ als der eigentliche Marx, von dem der spätere einen Abfall bedeute,<sup>71</sup> so wollten die Sozialphilosophen, die sich der normativen Seite des Dualismus annahmen, in Marx *nur noch* einen Positivisten (Wellmer 1969) oder Utilitaristen sehen (Parsons 1937, 107; Gouldner 1970, Alexander 1982, Honneth 1987).<sup>72</sup> Der Vorwurf, Marx habe Defizite in der „Begründung“ einer „normativen Theorie“, entstammt dieser Gemengelage.<sup>73</sup> Ähnlich konträre Urteile wurden auch im positiven Sinne gefällt: So sahen die Technokraten im „technischen Humanismus“ einen *Verdienst* Marxens (Klages 1965, cf. 2.4.5). Tatsächlich war der geforderten Planung (Mannheim 1935, Willms 1969, Klages 1971, Luhmann 1971) ihre marxistische Abkunft auf die Stirn geschrieben.<sup>74</sup> Umgekehrt sahen feuerköpfige Neomarxisten gerade das *nichttechnische*, vermeintlich utopische Element als Marxens Stärke an (Bloch 1918, 2.5.4, 2.6.6).<sup>75</sup> Marx ist jedoch weder das eine noch das andere, sondern er steht zu diesem Dua-

---

(1953, 58). Wo Marx' Gedanken über Hegel „nicht hinausgehen“ (129), da wird um die Ökonomie schlicht gekürzt. Israel 1972 weist zwar den späten Marx nicht direkt zurück (da sich „humanistische Ideale [...] in allen seinen ‚Perioden‘ finden lassen“, 33), analysiert jedoch überwiegend Aussagen des jungen Marx (48 ff., 106 ff.; cf. Fromm 1963). F. Jonas bemerkt, dass Webers Rationalisierungstheorie eine „Verallgemeinerung“ der Marx'schen Entfremdung ist (1968 II, 207, cf. 200 f.); allerdings unter der bei Staatsbeamten wenig überraschenden Voraussetzung eines „Primat des Politischen“ (225, cf. 2.2.6, 2.6.2). Weber habe Marx als einen „Ethiker“ gedeutet und vorrangig darin abgelehnt (190).

- 71 Diese These, die zuletzt Göhler 1980 vortrug, wurde schon früh schlagend kritisiert, und zwar von Habermas: „Dass Marx Hegel nur unzureichend verstanden, und Hegel alles schon vorgedacht habe, was Marx späterhin in Auseinandersetzung mit ihm zu entdecken glaubte, ist die Tabuformel, die vor der spezifischen Problematik einer auf empirische Sicherung bedachten revolutionären Geschichtsphilosophie bewahrt“ (1957, 402). Abgesehen von der Leerformel der „revolutionären Geschichtsphilosophie“ ist dem zuzustimmen. Die Marx'sche Theorie kann „allein wissenschaftlich widerlegt werden“ (413), nicht aber „philosophisch“.
- 72 Oder schlicht einen Materialisten (Schwarz 1912; Heimann 1926; Ringer 1969, 159).
- 73 Er spiegelt die Begründungsnöte einer die Wirklichkeit nie ganz erreichenden Theorie und sagt über Marx wenig aus, der gar keine normative Theorie vertritt, die er begründen müsste (womöglich wiederum „normativ“). Dennoch kritisieren Sozialphilosophen, dass Marx keine, eine schlecht begründete oder die falsche Ethik vertreten habe (3.1.4). Dieser Vorbehalt, eigentlich einer gegen den Sozialismus, konnte von Soziologen, die von Dilthey die Lebensverbundenheit der Sozialwissenschaft gelernt hatten, direkt auf die Wissenschaft übertragen werden, ohne noch recht zwischen Theorie und Wirklichkeit zu unterscheiden – ein Deutscher Idealismus (2.5.2).
- 74 H. Klages ging „von der Auffassung aus, dass es möglich sein wird, die Wirtschaft in eine umfassende Gesellschaftspolitik zu integrieren, ohne sie erst von ihrer institutionellen Basis her revolutionieren zu müssen“ (1971, 51; cf. 2.6.2 zu Pollock). Marx' Ziel wird übernommen, die aufwendige Polemik gilt nur dem Weg dorthin.
- 75 Freyer verbindet beide Bejahungen: in den 1950er Jahren Technokrat, hatte er Marx zuvor als Stifter der idealistischen „Wirklichkeitswissenschaft“ gefeiert (1930, 100). Nicht das Proletariat solle sich in der Partei, sondern das Volk sich im Staat „erkennen“. Nach Habermas 1957 resultiert die Theologisierung des utopischen Überschusses der Marx'schen Theorie u.a. bei Bloch aus ihrer technischen Verkürzung.

lismus insgesamt quer. Er ergründete die Wirkweise der Wirtschaft auf eine Weise, die die negativen Erscheinungen *aus diesen selbst* begriff, nicht aus einer zusätzlich angenommen Überwelt von „Werten“. Weder musste er daher sein Modell von der Soziologie befreien, die in der klassischen Lehre von den Wirtschaftsklassen angelegt war, noch musste er Überlegungen über kulturelle und politische Dinge und dort anzutreffende Missstände von Fragen der Wirtschaft trennen. War die Analyse streng genug durchgeführt, gab es keinen Anlass, normative Implikationen zu vermissen oder für sie noch zusätzliche Begründungen zu verlangen.<sup>76</sup> In den soziologischen „Marxwiderlegungen“ wurde eigentlich nicht Marx behandelt, sondern hierin wurden *innersoziologische* Stellvertreterkämpfe geführt. Jede Seite meinte in Marx ihr jeweils anderes zu erblicken und kritisieren zu können, und jede ging darin fehl, da er beide Seiten inkorporiert – allerdings nicht in einer bloßen „Synthese“ vorgefundener Theorien wie dann bei Alfred Weber, Parsons und Habermas, sondern in einer ökonomischen Theorie, die dieser Trennung systematisch *vorauslag*.<sup>77</sup>

Die paradox spiegelbildlichen Interpretationen von Marx zeigen noch einmal die Lücke an, die in der deutschen Soziologie klaffte zwischen einem technizistisch verkürzten „Unterbau“, der sich, so er explizit gemacht wurde, an der neoklassischen Ökonomie orientierte, und einem „ethisch“ konzipierten „Überbau“, der eher geisteswissenschaftlich ausgelegt wurde.<sup>78</sup>

76 In diesem Sinne forderte schon Fleischer gegen das „normative Gestikulieren“ der Philosophie, „mit schlicht-unaufdringlichem Benennen der Belange den Wirklichkeitsmodus des Normativen in den Blick zu bringen, und das so, dass sich jenes ganze Aufgebot der Imperative, Werte, Normen und Prinzipien erübrigt“ (1980, 422).

77 Diese Soziologien sind schneller veraltet als Marx, daher sind solche Stellvertreterkämpfe nur von historischem Interesse. Zygmunt Baumann bemerkte 2001 in einem Dresdner Vortrag, die Systemtheorie gehe von einer Stabilität von Staat und Gesellschaft aus, die nach 1989 nicht mehr gegeben sei (nach dem 11. September um so weniger; cf. 2.5.6, Fn. 233). Ähnlich bezog Nancy Fraser auf der Frankfurter Foucault-Konferenz 2001 dessen Machtkritik auf den paternalistischen Wohlfahrtsstaat, der aber kaum mehr gegeben sei (nun in: Honneth 2003a). Die Theoriemoden wechseln einander rasch ab. Die Frage ist, ob jede Theorie „mittlerer Reichweite“ eines neues Paradigmas bedarf.

78 Diese „Entzweigung“ strahlt sogar bis in die „an Marx orientierte Diskussion“ aus: Der ‚Objektivist‘ Althusser schließt Subjektivität und Intersubjektivität „aus dem Produktionsprozess aus“ (Hauck 1984 191; Althusser 1972, 148, 234, 242); der ‚Subjektivist‘ Habermas spricht der gesellschaftlichen Arbeit „jegliche Bedeutung für die gesellschaftliche Entwicklung“ ab (Hauck 1984, 205; vgl. ähnlich Gormann 1982; siehe bereits 2.3.2).

## 2.4.5 Kritik der Technokratiethese und der Industriesozio­logie

„Wir werden uns allmählich an den Gedanken gewöhnen müssen, dass der Unterschied zwischen einem stabilisierten und reglementierten Kapitalismus und einem technifizierten und rationalisierten Sozialismus kein sehr großer ist.“ (Werner Sombart)

„Allein die politische Ökonomie ist nicht Technologie.“ (MEW 13, 617)

Die paradox spiegelbildliche Marxinterpretation kann ein Beispiel aufzeigen. Im Zuge der „Rephilosophisierung“ der Soziologie (2.5, Fn. 8) wurde die Kunst der Marxwiderlegung, in der sich zuvor Ökonomie und Soziologie geübt hatten, zu einem sozial-*philosophischen* Thema. Auch die sozialphilosophischen Marxwiderlegungen widersprachen einander offensichtlich.<sup>79</sup> Von beiden Seiten aber wurde Marx als „Geschichtsphilosoph“ gedeutet (2.6.6). Marx hat zwar historische Betrachtungen angestellt, hat sich aber, wie im Prinzip auch Weber, mit Prognosen äußerst zurückgehalten (2.2.4, Fn. 44; 2.3.1, Fn. 6; 2.6.6, Exkurs). Keiner von beiden hätte den Versuch begrüßt, aus reinen Begriffen und einigen unkontrollierten Beobachtungen etwas Allgemeines über „den“ Begriff der Geschichte herauszudestillieren. Doch die in ihrer Wirkungsgeschichte kaum zu unterschätzende Selbstfindungsdebatte der Geschichtswissenschaften gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte einen Methodenkanon bereitgestellt, der historische Fragen schnell zu *philosophischen* machte; schien man doch Fragen der Entwicklung des allgemeinen Weltzustandes, der letzten Ursachen desselben sowie möglicher Rettungen nicht anders als spekulativ angehen zu können. Auf diese Weise wurden Quasisubstanzen wie „die“ Geschichte, das Abendland, die Kultur, gar das Leben, das Sein, die Vernunft oder die Moderne zu Subjekten der Entwicklung. Sie bekamen in einer Rahmenerzählung je eine eigene „Geschichte“,<sup>80</sup> deren gegenwärtige Auswirkungen auf diese Weise als philosophisch erfasst galten. Philosophie wurde damit als Produzent von Orientierungswissen innerhalb einer krisenhaften Gesamtentwicklung verstanden, obwohl sie die zu erfassende Wirklichkeit nur in vergeistigter Form, also ideologisch entstellt wahrnahm.<sup>81</sup>

79 Marx verfehle als Positivist und Utilitarist die *conditio humana* und lasse eine erkenntnistheoretische oder moralphilosophische „Begründung“ vermissen, meinten Arendt 1960, Habermas 1968, Wellmer 1969. Marx argumentiere mit dem Wesen des Menschen und einer besseren Zukunft metaphysisch, meinten dagegen Löwith, Popper und andere. In der Tat hatte sich der Marxismus im Laufe seiner politischen „Verwirklichung“ im Osten und seiner theoretischen Dogmatisierung als „Oppositionswissenschaft“ (Brinkman) im Westen zunehmend als umfassende „Weltanschauung“ verstanden (als Geschichts- und Naturphilosophie, historischer und dialektischer Materialismus, cf. 2.2.4).

80 Im Doppelsinn von Lyotards Narrativ wie der mythisierten Geschichte des Seins.

81 Charakteristisch für die Verbreitung dieser Sicht ist die Rezeptionsverengung vorwiegend auf die Marx'schen Frühschriften; wobei von diesen wiederum nur jene Aspekte aufgenommen wurden, die sich – wie die Thesen von der „Entfremdung“ und der Marx zugeschriebenen „Verdinglichung“ – in solche ‚geisteswissenschaftlichen‘ Narrative integrieren ließen (2.5.4). Zur Rolle der Philosophie vgl. Horkheimer 1928, Adorno 1962.

Einem dieser großen Narrative in der Soziologie ist an dieser Stelle näher nachzugehen, da es Folgen hinterließ. Es handelt sich um die Geschichte von ‚der‘ Technik. Bereits Lenin zeigte eine technokratische Verengung des Sozialismus an, als er proklamierte, Kommunismus sei Elektrifizierung.<sup>82</sup> Der Westen nahm diese Herausforderung an, und so wurde der technologische Fortschritt zu einem symbolischen Austragungsort des Systemwettstreits. Mit dem Sputnikschock machte die Sowjetunion sogar einige Punkte, und noch das Wettrüsten stand unter diesem Zeichen. Dieser reale Antagonismus spiegelte sich nun auch in die deutsche Sozialtheorie. In den 1950er Jahren etablierte sich eine Weltanschauung, die mit dem als Geschichtsphilosophie gedeuteten Marxismus konkurrierte: die These von der „Industriegesellschaft“. Sie hatte das Selbstverständnis, „post-ideologisch“ zu sein (Bell 1962), indem sie nur von Tatsachen und deren Zwängen sprach. Doch sie vertrat zugleich ein spekulatives Narrativ. Die Freisetzung der Naturwissenschaft habe einen Siegeszug der Technik eingeleitet,<sup>83</sup> welcher wiederum die moderne Industrie geschaffen habe. Durch deren Ausweitung sei die Menschheit um 1800 in eine Wandlungsphase eingetreten, die nur mit der neolithischen Revolution zu vergleichen sei. Die „industrielle Gesellschaft“ verändere nach und nach alle Lebensbereiche, sogar die psychische Struktur des Menschen. Man stehe inmitten einer „Schwelle der Zeiten“ (Freyer 1965a). Das war selbst eine Geschichtsphilosophie ersten Ranges.<sup>84</sup>

In der These der Industriegesellschaft überkreuzen sich also zwei disparate Ansichten, ein Pathos der Nüchternheit und eine tollkühne Geschichtsmetaphysik. Sie war am ehesten eine *Weltanschauung*. Mit Marx war sie nur scheinbar verträglich – tatsächlich relativierte sie ihn bis zur Neutralisierung: zwar habe Marx einige Aspekte dieser geschichtlichen Bewegung gesehen, doch ihre eigentliche Bedeutung, die Subjektrolle der Technik, habe er verkannt.<sup>85</sup> Nach Marx hat die Technik im Kapitalismus die spezifische Funktion, die Produktion zu rationalisieren, um mehr und billiger produzieren zu können. Zu solchen Maßnahmen sind die Produzenten bei Strafe des Untergangs gezwungen, und zwar durch die Konkurrenz, welche bekanntlich nicht schläft.

82 „Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes“ (LW 31, 513; Kesting 1959, 209). Stalin forderte 1928 zum Fünfjahresplan eine „Traktorisierung“ („Automobilisierung“, 214). „Die Technik entscheidet in der Rekonstruktionsperiode alles“ (Stalin 1947, 401).

83 Walter Gerlach datiert dies auf die Zeit um 1600 (in: Freyer 1965, 63 und 77).

84 So etwa A. Weber 1935, 1946, Freyer 1955, 1965, Gehlen 1961, 129 und Schelsky 1961a, 450, 461, 483 („totale Ablösung von der bisherigen Geschichte durch einen metaphysischen Identitätswechsel des Menschen“; s.u., Fn. 89). Die Abfolge von der Naturwissenschaft über die Technik zur Industriegesellschaft erscheint als logisch und notwendig. Als Geschichtsphilosophie ist dieses Denken aber unhistorisch; gesellschaftliche Strukturen werden übersprungen.

85 Spengler 1931; F. Jünger 1946, 208; Dessauer 1956, 15; Forsthooff 1971, 36; siehe noch Halfmann 1996 sowie neuere Akteur-Netzwerk-Theorien.

Es ist somit nicht die Technik selbst, geschweige denn irgendein „faustischer Drang“ (Spengler), welcher ihre rasende Entwicklung und ihre zuweilen menschenfeindlichen Folgen hervorbringt, sondern die Notwendigkeit ihres permanenten Einsatzes im Sinne der Intensivierung und Extensivierung der Produktion *im Kapitalismus* (2.1.6). Davon spricht die Industriegesellschaftsthese nicht mehr: die soziale Einbettung der Technik in die spezifische Gesellschaftsordnung des Kapitalismus fiel aus ihrem Blickfeld (und das wirft Schatten bis heute).<sup>86</sup>

Ihre Vorläufer hatte die Industriegesellschaftsthese zwar in Utopisten wie Saint-Simon, doch diese hatten in der „Industriegesellschaft“ ein stationäres Endstadium gesehen, zu dem die recht dynamische Gegenwart mitsamt ihrer sozialen Kämpfe erst auf dem Wege sei.<sup>87</sup> Dieses Endstadium hielten die Autoren der 1950er Jahre nun für erreicht. Man spekulierte über das „post-histoire“ (Gehlen 1961, 134) und die „Vollendbarkeit der Geschichte“ (Freyer 1955, 62 ff.).<sup>88</sup> Obwohl man sich auf internationale Fachliteratur bezog, hatte man auf diese Weise den geschichtsphilosophisch gedeuteten Marxismus selbst noch geschichtsphilosophisch überholt.<sup>89</sup> Gab es *nur* die drei Phasen der primitiven, der agrarischen

86 Forstthoff 1971, 164 wehrt diese Einbettung bewusst ab: „Der harte Kern des heutigen sozialen Ganzen ist nicht mehr [...] der Staat, sondern die Industriegesellschaft“ (hier kommt er Marx' Kritik an Hegel nahe), und der „ist durch die Stichworte Vollbeschäftigung und Steigerung des Sozialprodukts bezeichnet. Vor diesen Stichworten werden Klassengegensätze [...] gegenstandslos“ (cf. Schelsky in 2.4.6). Ein merkwürdiger Schluss: der „Zwang“ zur Vollbeschäftigung war ja gerade der zum Sozialstaat geronnene Klassen- (und System-)Gegensatz (cf. Metzler 2003).

87 Walter Benjamins Passagenwerk (GS V) spürt der „Verheißung“ nach, die die Technik bei ihrem Siegeszug im 19. Jahrhundert mit sich führte: den Einsatz im Interesse aller (Aristoteles, Politik 1253 b 39; MEW 23, 430). Zu Saint-Simon Salomon 1919; Ramm 1955; Kesting 1959, 32 ff.; Buber 1967; Niederwemmer in H. Lenk 1973, 21 ff.; Höppner 1975; Lepenies 1985; Euchner 1991. „Die Herrschaft von Menschen über Menschen wird, so hatte schon Saint-Simon gesagt, abgelöst werden durch eine Verwaltung von Sachen. Aber er hatte nicht hinzugefügt, dass die Sachen, die hier verwaltet werden sollten, eben die Menschen selbst sein würden“ (Jonas I, 271).

88 Kojève 1947; Gehlen 1963a; Freyer 1987, 85 ff.; Niethammer 1989, Fukojama 1991; Meyer 1993, Rohbeck 2000, 92 ff. Gemeint war jeweils etwas in der Geschichte, das als historische Triebkraft („Hauptwiderspruch“) interpretiert wurde: bei Hegel geht die Kunst zu Ende, bei Kojève und Gehlen konvergenztheoretisch der Klassenkampf, bei Fukojama der Sozialismus – das sind jeweils ganz verschiedene Enden.

89 Man bezog sich auf Veblen 1921, Burnham 1948, Fourastie 1949, Aron 1964 und Galbraith 1968. Obgleich all dies Geschichtsspekulationen waren, galt als „die Quintessenz, die Summe der bisherigen europäischen Geschichtsphilosophie“ der Marxismus (Kesting 1959, 77; Herrmann 2000). „Was zum Thema ‚Marx und die Technik‘ sofort einfällt, ist die Geschichtstheorie des ‚Historischen Materialismus‘“ (H.Klages, in: Freyer 1965, 137). Auf den geschichtsphilosophischen Charakter der Industriegesellschaftsthese deuten Überschriften wie Weltgeschichte Europas (Freyer 1948), Urmensch und Spätkultur (Gehlen 1956), Stellungnahmen zur geschichtlichen Situation (Freyer 1965), Schwelle der Zeiten (Freyer 1965a) oder Standorte im Zeitstrom (Forstthoff 1974). Rügemer, selbst dem DiaMat verhaftet, spricht von einer „historisierenden Negation der Geschichtlichkeit“ (1979, 117), der junge Habermas von einer „Gegenideologie“ (1960, 278). „Ein allumfassendes, ein für allemal ab-

und der industriellen Gesellschaft (die zugleich Züge der Reprimitivisierung trug – ein Mal der Heroisierung des Agrarischen im Nationalsozialismus), war für „Utopien“ kein Raum mehr. Wie schon die Kulturphilosophie Simmels war dies ein geschichtsphilosophischer *Gegenentwurf*, der die Signaturen des Zeitalters (die Subjektkontrolle der Technik und die „Entfremdung“, Gehlen 1963, 232 ff.) als zwar historisch entstanden, aber nunmehr unaufhebbar festschrieb – eine ewige Wiederkehr des Gleichen. Die Geschichtsphilosophie wurde also nicht von der „reinen“ Anthropologie neutralisiert, wie Marquard (1973) wollte, sondern erst von der Industriegesellschaftsthese, die eine Anthropologie *inkorporierte*.<sup>90</sup>

Mit dem Bezug auf den Frühsozialismus, dessen Zukunftsverheißung paulinisch als schon erfüllt ausgegeben wurde (wenn auch eher melancholisch als euphorisch), wurde Marx erneut übersprungen. Dies konnte nur dank seiner problematischen theoretischen Wirkungsgeschichte ein wirkungsvoller Zug gegen den Marxismus sein. Viele Einzelheiten der These der Industriegesellschaft entwuchsen ja dem Marxismus selbst. Es waren Autoren wie Hilferding und Lenin, die die Gültigkeit der Marx'schen Theorien zwar anerkannt, aber historisch auf das 19. Jahrhundert eingeschränkt hatten – in dem „neuen Stadium“ des Monopolkapitalismus seien ganz andere Prinzipien wirksam (2.1.2, 2.2.5, 2.3.3). Schon hier ist eine „geschichtsphilosophische“ Neutralisierung Marxens zu verzeichnen, auch wenn sie noch marxistisch auftrat. Prinzipiell war es nun auch für Nichtmarxisten möglich, Marx in dieser Weise zu deuten, und genau dies tat dann Hans Freyer. Seine *Revolution von Rechts* (1931) argumentierte, Marx' Analysen trafen zwar für das 19. Jahrhundert zu, nunmehr allerdings gehe es geschichtlich um anderes – bei ihm war es das Völkische.<sup>91</sup> Die Argumentationsstruktur blieb noch dieselbe, als nach 1945 das Völkische gegen die Industriegesellschaft getauscht wurde: einem wirtschaftlich bestimmten Jahrhundert (Freyer 1921) sei nun ein technisches gefolgt (Freyer 1955, 38 ff.; cf. Remmers 1994).

Diese Gegengeschichtsphilosophie, die für das 20. Jahrhundert recht willkürlich ein neues Stadium ausruft, findet sich in der „konservativen Revolution“ in verschiedensten Varianten. Alle aber gehen von einem „Universalwerden der Technik“ aus (Schelsky 1961a, 455).<sup>92</sup> Dabei wird ‚die‘ Technik nicht immer als solche glorifiziert. Doch sie galt als das transzendente Merkmal der Epoche,

---

schließendes System der Erkenntnis von Natur und Geschichte steht im Widerspruch mit den Grundgesetzen des dialektischen Denkens“ (Engels, MEW 20, 24).

90 „Geschichtliche Veränderungen sozialer Systeme im ganzen sind nicht verstehbar als Folgen praktischer Orientierung“, sondern einzig als „Folge von Anpassungsleistungen“ – der Systeme (H. Lübke, in: H. Lenk 1973, 102).

91 Üner 1981, kritischer Lange 1977, Saage 1983, Remmers 1994, Rehberg 1999.

92 Vgl. Spengler 1931, E. Jünger 1932, F. Jünger 1946, Gehlen 1957, F. Jonas 1960, Deege 1996. Heidegger sah die Herrschaft der Technik als Konsequenz der abendländischen „Seinsvergessenheit“, nach 1945 blieb „die Technik“ Subjekt der Geschichte. Schmitt (1932a, 80, 84) weitete die Stufenfolge aus, indem er dem 16. Jahrhundert die Theologie, dem 17. die Metaphysik, dem 18. die Moralität, dem 19. die Ökonomie und dem 20. die Technik zuordnete.



dem man wohl oder übel zu antworten hatte<sup>93</sup> – sie, und nicht die konflikthafte Reproduktion, deren Mittel sie nach Marx ist (MEW 23, 405; Park 2001). Erst in der *Bewertung* dieser These unterschieden sich ihre Vertreter: Einige Technokraten waren der Auffassung, die Technik sei selbst in der Lage, die von ihr geschaffenen Probleme durch Planung zu lösen.<sup>94</sup> Die konservative Kulturkritik meinte, dazu bedürfe es der „haltenden Mächte“ (Freyer), einer „geistig-moralischen“ Einbettung oder der Stärkung der aus archaischen Zeiten herrührenden Institutionen.<sup>95</sup> Der futuristisch-faschistische Heroismus war aus dieser Perspektive als „Synthese“ von Sittlichkeit und Technik empfunden worden. Man meinte eine Zeitlang, den Gefahren der Technisierung mithilfe tellurischer Mächte wie Volk, Staat, Gemeinschaft, Boden und Blut begegnen zu können, indem man sie für einen höheren *Zweck* anwandte, der dem reinen Mittel „Technik“, das man in den Gegenpolen Russland und Amerika verkörpert sah, an Wertigkeit überlegen wäre.<sup>96</sup> Als dies an der Übermacht der Gegenpole gescheitert war, übernahmen andere Kandidaten diese Position, etwa die Werte von Familie und Religion oder die bewährten Tugenden. Die Subjektrolle ‚der‘ Technik aber wurde praktisch als eine Notwendigkeit und theoretisch als eine nicht hinterfragte Letztgegebenheit behandelt. Ihr stellte man nach 1945 nur noch „kompensatorisch“ die Kultur und die Geisteswissenschaft entgegen.<sup>97</sup>

93 Zur „transzendentalen“ Soziologie neben Schelsky 1959, 95: Nolte 1963, 521 ff.

94 Veblen 1921, Popper 1957 („Sozialtechnik“), Klaus 1961, Schelsky 1961a, 465; H. Klages 1971, Luhmann 1971; kritisch Willms 1969, Glaser 1972, 67 ff.; cf. Meynaud 1964, Tenbruck 1967, Senghaas 1970, H. Lenk 1973.

95 1929 hatte Freyer die Technik „als Wirklichkeitsmacht von entscheidender Bedeutung“ begriffen (Freyer 1987, 8 f.; Remmers 1994, 107). Wie Heidegger und Adorno rechnete er die Technik verübergemeinernd einem eigenen, neuzeitlichen Typus von Rationalität zu, den er „als Verkörperung eines geschichtlichen Wollens“ begriff (1987, 15; Remmers 1994, 111). Dieser Wille müsse im starken „Gefüge einer geschichtlichen Zwecksetzung“ verkörpert werden, was allein der völkische Staat leisten könne. Nach 1945 sollen die sinnleeren „sekundären Systeme“ von der allein sinnstiftenden Tradition gehalten werden: „Es gibt haltende Mächte, die den Fortschritt tragen, ohne sich aufzuzehren“ (Freyer 1987, 82; Remmers 1994, 183). Auch das spätere ‚funktionale Äquivalenz‘ des Heldentums, der Neoaristotelismus (Schnädelbach 1986), stellte der beklagten Herrschaft der reinen Zweckrationalität etwas höheres entgegen, ohne sie auf ihrem Gebiet anzutasten. Die Institutionenanalyse ist inzwischen übrigens verfeinert worden.

96 Heidegger sprach 1935 von der „inneren Wahrheit und Größe dieser Bewegung“, weil diese der Technik erstmals und in „planetarischem“ Maßstab begegnete (Heidegger 1953, 152/GA 40, 208). G. Wünsch, ebenfalls einst überzeugter Nationalsozialist, unterschied in dieser Linie noch 1962 „Wertstärke“ und „Werthöhe“ (17). Gehlen nannte die verlorenen Tugenden später „kriegerisch“ (1961, 136 f.; dort auch die Abgrenzung gegen Amerika und Russland).

97 Zu dieser Rolle der Geisteswissenschaften in der „Ritterschule“ (Jochim Ritter, Manfred Riedel, Odo Marquard, Hermann Lübke, Günter Rohrmoser u.a.) Ritter 1961, Seifert 2000. Die Wurzel liegt indes bei Freyer: sind die Werte die „haltenden“, weil kompensatorischen Mächte, sind sie vor destruktiver „Reflexion“ zu schützen.

Im Zuge dieser Neuverteilung der Rollen interpretierte man nun auch Marx auf eine neue Weise. Marx hatte zwar schon in seiner Jugend solche „Entzweigungen“ gebrandmarkt. Doch wurde er innerhalb dieser Rollenumverteilung allein einem Lager zugeschlagen: bei H. Klages, einem Verfechter der These der Industriegesellschaft, wurde auch Marx zu ihrem Verkünder. Tatsächlich hatte Marx dem jeweiligen Stand der Reproduktionstechniken eine hohe Bedeutung zugemessen, da diese einer Gesellschaft allererst die *Spielräume* möglicher Gestaltung eröffnen. Doch Klages unterschlägt, dass die Technik für Marx keinen Selbstzweck darstellt, sondern eben ein Mittel. Als solches kann es der allseitigen Entwicklung der Individuen dienen: die *technischen* Mittel lassen es zu, mit minimalstem Aufwand an Arbeit mehr als genügend Lebensmittel für alle sicherzustellen und ein Leben ohne Zwänge zu ermöglichen. Dass dies nicht geschieht, liegt für Marx keineswegs an der ungenügenden Entwicklung der Produktivkräfte, wie Klages suggeriert, sondern an den kapitalistischen Produktions- und Aneignungsverhältnissen.<sup>98</sup> Das Motiv dieser Wirtschaftsweise ist nicht die Versorgung der Menschen, sondern die Erzielung von Profit. Dies, und nicht eine „Unfähigkeit zur Nutzung der weiteren Entfaltungsmöglichkeiten der Produktivkräfte“ (so Klages in Freyer 1965, 139), ist nach Marx der Skandal des Kapitalismus. Marx hoffte, die Produktivität werde sich nach einer möglichen „proletarischen Revolution“ (141) weiter erhöhen. Es ist offen, inwiefern sich eine demokratische Kontrolle der technischen Entwicklung zugunsten einer Bevölkerungsmehrheit auswirken würde. Im „Realsozialismus“ ist es anders gekommen, allerdings war dort von „demokratischer Kontrolle“ auch keine Spur. Marx sah wie niemand vor ihm die Offenheit des menschlichen Wesens. Die Reproduktion war für ihn eine Notwendigkeit, deren Sinn erst in einem erfüllteren Leben besteht. Sie ist unverzichtbar, darf die Menschen aber nicht beherrschen. Nur dann können sie sich auch *anderen* Dingen zuwenden. Darin steckt ein tiefer Humanismus.<sup>99</sup> Klages aber sieht hierin nur die Totalisierung der Technologie:

„Der arbeitende Mensch wird [...] in der nachrevolutionären Situation zunehmend nicht mehr als ‚bloßes Zubehör‘ der Maschinerie angefordert wie im Kapitalismus, sondern

98 In der Weltwirtschaftskrise von 1929 wurden Lebensmittel massenweise vernichtet, um den Preissturz aufzufangen, während die Bevölkerung gleich nebenan hungerte. Wird dieses strukturelle Argument repersonalisiert, kommt es in eine gefährliche Nähe zur Verschwörungstheorie – wie bei Marcuse: dass die technischen Möglichkeiten nicht zum Guten eingesetzt würden, sei nach Marcuse „ausschließlich der totalen Mobilisierung der bestehenden Gesellschaft gegen ihre eigene Möglichkeit der Befreiung zuzuschreiben“ (1967, 14; nach Willms 1969, 55, 58).

99 Erstrebenswert ist eine Ordnung, dies es „möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe“ (MEW 3, 33). Arbeit und Technik bleiben „immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung“ (MEW 25, 828).

durch die von ökonomischen Schranken emanzipierte Logik in einen rapiden Prozess der Intellektualisierung und Verwissenschaftlichung der Arbeit schlechthin hineingerissen. [...] Der Arbeitsmensch, der sich als Produktivkraft der Produktivkraft Maschine in den wissenschaftlich-technologischen Raum hinein entwirft, konfrontiert sich somit notwendigerweise auf eine ‚allseitige‘ Weise mit der Natur“ (Klages in Freyer, 141 f.).

Klages suggeriert also, Marx wolle das Technologische der Industriegesellschaft noch radikalisierten. So wird er zu einem Feind der Kultur und der Menschlichkeit, zum Propheten des „technischen Humanismus“ (Klages 1964), des „technischen Eros“ (Hommes 1953).<sup>100</sup> Das, was die Technik im Kapitalismus so dialektisch macht, ihr trotz ihres Nutzens verdinglichender, entfremdender und menschenfeindlicher Charakter (MEW 23, 356 ff., 391 ff.); dies verwandelt Klages in den von Marx *angestrebten* Zustand, der sogar noch totalisiert werden solle. Diese Horrervision traf die theoretische Substanz von Marx kaum.

Sie nahm vielmehr im Gewand einer Marxkritik die polytechnische Erziehung im Realsozialismus aufs Korn.<sup>101</sup> Diese eher metaphorische Kritik ließ sich doppelt lesen: entweder hat sich die Jetztzeit bereits als das von Marx verkündete Paradies erwiesen – so wird Marx die Schuld an heutigen Missständen zugeschoben.<sup>102</sup> Oder die Marx'sche Option für eine andere Zukunft wird schlicht als technoider Alptraum diskreditiert. In beiden Fällen wird die für die Marx'sche Theorie zentrale Frage der Besitzverhältnisse unterschlagen. Den technischen Fortschritt kennzeichnet Marx ja selbst als problematisch, und zwar aufgrund seiner Einbindung in den ökonomischen Antagonismus: Maschinen, die zur Rationalisierung der Produktion eingesetzt werden, bedeuten für die Arbeiter keine Arbeitserleichterung, sondern eine Gefahr: Arbeitsplätze werden bedroht (daher die Maschinenstürmerei), die Löhne sinken, die Arbeit wird stupide. Auch die Unternehmer sind gezwungen, ihre Ausrüstung ständig zu erneuern, um im Konkurrenzkampf bestehen zu können. Selbst finanzielle Sektoren sind betroffen, da eine fallende Profitrate ein Sinken der Geldnachfrage nach sich zieht und damit die Renditen vermindert. Im Kapitalismus ist so die ganze Wirtschaftsgesellschaft *volens nolens* an den technischen Fortschritt (das „Wachstum“) gebunden, obwohl er doch zugleich so vielen schadet.<sup>103</sup> Eine hochabstrakte, entökonomi-

100 Cf. Arendt 1960, Habermas 1968a. E. Lange arbeitete erst zu Freyer, dann zu Marx (Lange 1977; 1980, 122, 156).

101 „Alle Bürger werden Angestellte und Arbeiter eines das gesamte Volk umfassenden Staats'syndikats'. [...] Die gesamte Gesellschaft wird ein Büro und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleicher Entlohnung sein“ (Lenin 1917, 106 f.). Die Vorstellung einer neuen Kultur des arbeitenden Menschen gab es nicht nur im russischen Proletkult, für den auch ein Gramsci stand, sondern auch im italienischen Futurismus oder bei Ernst Jünger (1932).

102 So in Becker 1972 („Rechtfertigung“, 140), Khella 1995, Negri 1997 (cf. Fn. 106).

103 Cf. MEW 23, Kapitel 13 und 23; MEW 25, Kapitel 13. Science Fiction Filme zeichnen Maschinen oft bedrohlich: sie ersetzen den Menschen (vgl. *Blade Runner*, *Terminator*, *Star Trek: First Contact*, *Matrix*; cf. 2.1.5, Fn. 105). Die Spekulation über mögliches Selbstbewusstsein von Computern geht an diesem entscheidenden

sierte und soziologisch blinde Erfassung der Technik führt dazu, dass *philosophische* Theorien die Lücke füllen. Kurzschlüssig wird von anthropologischen Kategorien (ein „seelisches Wollen“ in früheren, ein „Rationalitätstypus“ in späteren Versionen) direkt auf die gesellschaftlichen Auswirkungen der Technik geschlossen. Der hauptsächliche Gegenstand der Marx'schen Theorie, die kapitalistische Gesellschaft und ihre Bewegungsgesetze, ist auch in der Sozialphilosophie der Technik entfallen.

Angesichts der starken Bezüge auf Marx besonders in der Industriesoziologie mag diese Behauptung überspitzt erscheinen. Auch deren Marxrezeption (Herkommer 1979) ging jedoch durch entscheidende philosophische Filter, die den Gegenstand trotz des Rückbezuges auf Marx vernebelten; zuweilen war hier sogar *wegen* dieses „Marxismus“ die Sicht auf den „Kapitalismus“ verstellt. Das Thema der alten Industriesoziologie waren primär kulturelle *Einbettungen* des ökonomischen Prozesses. Die Wirtschafts-, Industrie- und Betriebssoziologie (Briefs 1931, Schelsky 1955, Dahrendorf 1956, Fürstenberg 1961) importierte Theorien aus Chicago und andernorts, etwa über das Hawthorn-Experiment oder die Wildcat-strikes. In Hawthorn ging es bewusst darum, die Produktivität zu steigern, indem Arbeitsbedingungen geringfügig verbessert wurden. Eine Nähe zu Marx gab es kaum. Erst die Industriesoziologie nach 1968 war eng an die Marxrezeptionswellen der Studentenbewegung gekoppelt. Damals gab es viele Stellen an der Universität.<sup>104</sup> Doch die „revolutionserwartenden und damit voluntaristischen Vorzeichen“ (Diettrich 1999, 12) des studentischen Marxismus wurden schnell getrübt. Man konnte nun nicht sofort wieder von Marx abrücken, sondern tat dies subtil und zuweilen noch „marxistisch“:

„Als es an Klassenaktionen fehlte, wurde die Bewusstseinsanalyse zum bevorzugten Gegenstand; als es an Klassenbewusstsein mangelte, wurde es zum Destillat ideologiekritischer Ableitungen [...] Aus der klassentheoretischen Not wurde eine industriesoziologische Tugend“ (Hirsch 1986, 184).

Hirsch macht für diesen tripple-down-Effekt die „Vernachlässigung der realen ökonomischen Basis“ verantwortlich (184). Die wiederum geht auch auf die philosophischen Verzerrungen der Marx'schen Theorie zurück. Es gab einflussreiche Dualismen wie den von Arbeit und Interaktion. In ihm wurde für das 20. Jahrhundert das krisenfreie Fungieren des Systems schlicht unterstellt, während der Fokus der Sozialtheorie nunmehr auf das Gebiet der „reinen“ Interaktion verschoben wurde (3.1.1). Dieser „kritische Marxismus“ (Gouldner 1980) hatte die

---

Problem vorbei. Auch an der Gentechnik ist das Problem nicht die Technik an sich, sondern ihre kommerzielle Nutzung und deren Folgeprobleme (cf. Enzensberger 2001). Zur Wachstumskritik Meadows 1972, Harich 1975, Bahro 1991.

- 104 W.D. Narr bemerkte mündlich, er sei selbst überrascht gewesen, wie einfach es für 68er war, an Professuren zu kommen. „Die komplizierte und zeitraubende Analyse der Wirklichkeit wird durch am Schreibtisch zu entwickelnde Deduktionen über die ‚Selbstbeschränkung des Kapitals‘ ersetzt, um so der Schwierigkeit enthoben zu sein, sich dem Aufsteigerstress der Mittelklasse zu stellen“ (Bress 1975, 145).

Verbindung zur Kritik der politischen Ökonomie gänzlich gekappt – er war ganz offen *kein* Marxismus mehr.

Eine andere Richtung umschrieb diesen Einschnitt noch mit Marx'schen Kategorien. Wer sich im Namen des Subsumtions- vom „Produktionsmodell“ des Marxismus abwandte (Arnason 1976, 200), hatte allerdings den gleichen Bruch vollzogen, der Marxens eigene *Theorien* außer Kraft setzte. Diese Unterscheidung war mehr als fragwürdig: Der Unterschied der reellen zur formellen Subsumtion (MEW 23, 533) ist keine Theorie einer historischen Abfolge von Gesellschaftsformationen *innerhalb* des Kapitalismus („zwei Phasen des Kapitalismus“, Brandt 1990, 181; cf. Aglietta 1976). Mit „relativer und absoluter“ Mehrwerterzeugung unterschied Marx vielmehr eine auf Verlängerung des Arbeitstages beruhende Form der Ausbeutung, wie sie schon bei Sklavenhaltern und „Feudalbaronen“ gegeben ist, von der Erhöhung der Produktivität oder Intensität der Arbeit, die es nur im Kapitalismus gibt (MEW 23, 531 ff.). Wird mit Brandt dem 19. Jahrhundert ein vorkapitalistisches Modell unterschoben, während das Modell des 20. Jahrhundert schon nachkapitalistisch sei, so ist der Kapitalismus trotz marxistischen Vokabulars entfallen.

Man wandte sich *gegen* die „Arbeitsmetaphysik“ des Marxismus (Breuer 1977, Siefert 1979, Lange 1980, Honneth 1980b, Lange 1980, Gorz 1989, Kurz 1994). Die neue Formation des „Taylorismus“ oder „Fordismus“ stehe gerade nicht mehr unter der Logik von Kapital und Arbeit, sondern unter der der „Zeitökonomie“ (Sohn-Rethel 1972a) oder der jeweiligen Technik (Vahrenkamp 1973, Brandt 1978, Oetzel 1978, 169 ff., Offe 1984, Hirsch 1986). War die reelle Subsumtion bei Marx ein Merkmal der kapitalistischen Produktionsweise (mangels Alternativen kann der Arbeiter nur für das Kapital arbeiten), wird sie hier als *politischer Zwang*, als intendierte „Regulation“ verstanden (Offe 1972, Mückenberger 1976, Steinert 1980). Auch die als soziologische Kategorie verstandene „abstrakte Arbeit“ schien eine disziplinäre Zwangsmaßnahme vorauszusetzen, in der die objektivistisch gelesene „konkrete“ in „abstrakte“ Arbeit allererst verwandelt würde (Breuer 1977, Oetzel 1978, Altvater 1992).<sup>105</sup> Hier wirkt der leninistische Primat der Politik nach (2.2.6, 2.6.2): sofern der Marxismus des Subsumtionsmodells kritisch war, richtete er sich gegen den Staat.<sup>106</sup> Einer marxisti-

105 Die „Lehre Marxens ist von den meisten seiner Anhänger – vielleicht aus propagandistischen Gründen, vielleicht auch, weil sie ihn nicht verstanden – aufgegeben worden, und eine vulgärmarxistische Verschwörungstheorie hat weithin ihre Stelle angenommen. Es ist ein trauriger intellektueller Abstieg“ (Popper 1944 II, 127).

106 Funktional machte man sich so zum Fürsprecher des sich zeitgleich formierenden Neoliberalismus – in seltsamer Koalition mit der Kulturkritik, die für den Sozialstaat ebenfalls wenig übrig hatte (Forsthooff 1968, Klages 1979). Wer „Widerspruch zur Wohlfahrtspatronage“ einlegte (Baier 1988), konnte sich auf Max Weber stützen, der ja ein Gewährsmann der Kritischen Theorie unter dem Primat der Politik war (2.6.1). „Auf jeden Fall sind die Neomarxisten, die sich mit aller Macht der Vermögensbildung in Arbeitnehmerkreisen [...] widersetzen, die wirksamsten Verteidiger des Kapitalismus ‚wie gehabt‘“ (Nell-Breuning 1974, 111; zur Vermö-

schen Industriesoziologie blieb nur die Erfassung der jeweiligen *technischen* Änderungen des „Systems“ (Popitz 1957, Pollock 1964, cf. 2.3.3, Fn. 102) sowie deren psychologischer Auswirkungen auf das „Bewusstsein der Arbeiter“ (Kern 1970, Deppe 1971, Schumann 1977; als Anschluss meiner Überlegungen an die gegenwärtige Diskussion siehe inzwischen Henning 2005a). Systemtheorie und Sozialpsychologie aber benötigten Marx kaum. Die marxistische Industriesoziologie blieb, wie andere hermetische Diskussionen der 1970er Jahre, eine Episode.

## 2.4.6 Die soziologische Behandlungsart ökonomischer Klassen

„Gemessen an den Hoffnungen, die mit der Wiederaneignung der marxistischen Klassentheorie verbunden waren, fällt die Bilanz nach 15 Jahren enttäuschend aus.“ (Hirsch 1986, 183)

Die Gretchenfrage der Soziologie ist die der Klassen. Für die klassische Ökonomie von Smith und Ricardo waren die Gesellschaftsklassen zentrale Kategorien. Gestritten wurde über den Beitrag der Klassen zum „Wohlstand der Nationen“. Für politische Fragen war das von höchstem Interesse: wie viel leisten die Bauern, wie viel die Grundherren, worin besteht der Anteil der Unternehmer, worin der der Arbeiter? Wieviel politischer Einfluss gebührt daher jedem? Diese Unterscheidungen entstammten der basalen Logik des Wirtschaftens. Wir haben gesehen, dass in drängenden ökonomischen Fragen wie Arbeitslosigkeit, Inflation oder Stagnation die Klassen von großer theoretischer Relevanz sind (Fn. 25, cf. 2.3.5). Bürgerliche Theorien machen für solche Erscheinungen in der Regel zu hohe Löhne verantwortlich. Die Behauptung, die Klassen spielten in der theoretischen Ökonomie „heute“ keine Rolle mehr, trifft daher nicht zu – er tritt nur nicht offen nach außen. Der Klassenbegriff ist zunächst ein ökonomischer, und zwar ein irreduzibler, weil konstitutiv in der jeweiligen Wirtschaftsstruktur verankerter. Erst darüber vermittelt wird er politisch – wie es auch im Alltag zu beobachten ist, und zwar zunehmend.<sup>107</sup>

---

gensbildung Preiser 1967, 161 ff.; zur Verdrehung der Fronten Koenen 2001, 400). Aufschlussreich sind schon die bei Wahlplakate der 1930er Jahre (Hennig 1976, 292). Breuer 1977, Oetzel 1978, Lange 1980 und Khella 1995 missdeuten den Marxismus als eine das „System“ nur beschreibende und dadurch stützende Theorie (cf. Fn. 102). So wurde ihm noch in der Postmoderne, im Interesse einer unbestimmten „Emanzipation“ (Laclau 1993), etwas entgegengesetzt – darin liegt ihr Konservativismus.

<sup>107</sup> Das Wahlrecht war schon in Athen und noch in Preußen an Grundbesitz gekoppelt. Um die Übersetzung ökonomischer Strukturen in die Politik stritten Hobbes, Locke, Montesquieu (Fenske 1997, 334: „wie müssen Steuergesetze aussehen, die eine Demokratie stabilisieren sollen?“), Rousseau und Smith (J. Ritter 1961, Euchner 1969, MacPherson 1974, Rittstieg 1975, Finley 1980, Steinvoth 1981). Noch heute stellt sich die Frage der Besteuerung verschiedener Einkommen. Arbeitnehmer und Angestellte werden höher besteuert als Kapitalgesellschaften, weil die „Leistung“ der letzteren für die Volkswirtschaft höher eingeschätzt wird. Man befürchtet, durch eine Besteuerung sinkendes Wachstum oder Kapitalflucht zu induzieren. Als

Die Gründerväter der deutschen Soziologie, Marx und Lorenz von Stein, untersuchten ausgehend von dieser Tatsache die sozialen und politischen Folgewirkungen, die die rapiden Veränderungen in der strukturellen ökonomischen Gliederung über die Zeit mit sich brachten, sowie deren zuweilen katastrophische Ausbrüche. Was ist aus dieser zentralen und sachhaltigen Frage, die am Anfang der Soziologie stand und wohl auch stehen muss, im Laufe der Soziologiegeschichte geworden? Die Klassenfrage ist ein geeignetes Thema, um die bisher beschriebenen Veränderungen in der deutschen Soziologie nach Marx exemplarisch aufzuzeigen. Dazu werden repräsentative Vertreter je einer Alterskohorte beleuchtet: Marx, Weber und Schelsky schrieben je im Abstand von etwa einem halben Jahrhundert. Den Abschluss bildet ein Blick auf Luhmann, der zuweilen als Gipfelpunkt der deutschen Soziologiegeschichte gehandelt wird, obwohl seine *inhaltlichen* Aussagen über die seiner Vorgänger selten hinausgehen.

### Systematische Kernpunkte V: Klassen bei Marx

„Was er [Ricardo] vergisst hervorzuheben, ist die beständige Vermehrung der zwischen Arbeitern auf der einen Seite, Kapitalisten und Grundeigentümern auf der andern Seite, in der Mitte stehenden, größtenteils von der Revenue direkt erhaltenen Mittelklassen.“ (Marx, MEW 26 II, 576)

Der Klassentheorie widmete Marx keine systematische Darstellung, weil er sie als selbstverständlich voraussetzte.<sup>108</sup> Dies sollte sich rächen, denn anders als in der Werttheorie waren Anknüpfungen hier wirklich auf „Rekonstruktionen“ seiner Schriften angewiesen. Es finden sich Äußerungen verschiedener Abstraktionsstufen, die auf den ersten Blick nicht zueinander passen. Deutlich ist etwa der Kontrast des dualen Schemas der Kampfschriften (Arbeit gegen Kapital) mit den historischen Schriften, die bis zu acht Klassen kennen.<sup>109</sup> Die einflussreichsten Äußerungen entstammen dem *Kommunistischen Manifest*. Doch auch wenn die politische Rhetorik dieses frühen Werkes zu Überspitzungen neigte,<sup>110</sup> fand sich

---

„Klassenkampf“ wird medial allerdings nur der Versuch der Gewerkschaften angeprangert, diesen Konsens der Parteien von unten zu hinterfragen.

108 Das Klassen-Manuskript bricht ab (MEW 25, 892 f.). Marx hatte „weder die Existenz der Klassen in der modernen Gesellschaft noch ihren Kampf unter sich entdeckt [...] Bürgerliche Geschichtsschreiber hatten längst vor mir die historische Entwicklung dieses Kampfes der Klassen, und bürgerliche Ökonomen die ökonomische Anatomie derselben dargestellt“ (MEW 28, 507). Siehe hierzu vor allem Gubbay 1997, Ritsert 1998, Diettrich 1999, Milner 1999.

109 Marx reicherte für den deskriptiven Zweck der historischen „Frankreichschriften“ sein Instrumentarium an: Er unterscheidet Großgrundbesitzer und Bauernklasse, Finanz-, industrielle und kleine Bourgeoisie, Proletariat und Lumpenproletariat sowie Intellektuelle (MEW 7, 12 ff.; MEW 8, 115 ff.; MEW 17, 3 ff.). Diese beziehen in politischen Kämpfen bestimmte ‚idealtypische‘ Positionen; dazu kommen Machtgruppen wie die jeweilige Staatsverwaltung, Armee und Klerus. Noch Bader lässt sich von der „Unübersichtlichkeit“ etwas verwirren (1998, Vorrede).

110 Cf. 2.1.4, Fn. 72. „Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr [!] in zwei



selbst in dieser extremen Formulierung schon das, was in der Folge oft *gegen* Marx gewandt wurde: das Vorhandensein von Mittelständen, Zwischenschichten und Fraktionierungen innerhalb der Klassen, die Überlagerung durch andere Unterscheidungen wie Nationalität oder Geschlecht sowie die grundsätzliche Offenheit der politischen Auswirkungen der Klassengliederung.<sup>111</sup> Sie führt keineswegs deterministisch zum „Klassenbewusstsein“.<sup>112</sup>

Was also unterscheidet die Marx'sche Klassenanalyse von neueren, nach eigener Vorstellung „pluralistischeren“ Analysen der „sozialen Schichtung“?<sup>113</sup> Bei dieser Frage begegnet eine Merkwürdigkeit: Obwohl Marx' Klassentheorie einhellig für soziologiegeschichtlich zentral angesehen wird (Fn. 11), finden sich kaum nüchterne Darstellungen. Thematisierungen der Marx'schen „Klassentheorie“ sind oft vorschnell engagiert, entweder mit einer Widerlegung oder mit der Behauptung ihrer gegenwärtigen Gültigkeit.<sup>114</sup> Dabei ist der Grundgedanke, der

---

große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat“ (MEW 4, 463). „Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, [...] fallen ins Proletariat hinab (469). Marx war keine 30 Jahre alt und hatte sein Lebenswerk noch vor sich. Empirische Forschungen mit einem zeitlich und räumlich weiteren Fokus bestätigen diesen Trend (Sassen 1988, 136; Sassen 1996, 135 ff.).

111 So gibt es neben den alten Mittelständen („der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer“, MEW 4, 472) eine „neue Kleinbürgerschaft“ (484) und das Lumpenproletariat („diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft“, 472). Dies ist keine Residualkategorie, vielmehr wird oft gerade diese Schicht als ‚Mob‘ wirkmächtig: man denke an die „Mobilgarden“ von 1848 (MEW 7, 26), die Freikorps um 1919 oder die Skinheads: es waren in stets Umbruchswirren heimatlos gewordene Schichten. Zur Geschlechtsfrage: „Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktionsinstrument. [...] Er ahnt nicht, dass es sich eben darum handelt, die Stellung der Weiber als bloßer Produktionsinstrumente aufzuheben“ (MEW 4, 478 f.; cf. MEW 2, 207; MEW 40, 534; Bebel 1879). „Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr [!] schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse“ (479).

112 „Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. [...] Diese Organisation der Proletariat zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst“ (MEW 4, 471). „Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst. In dem Kampf [...] findet sich diese Masse zusammen, konstituiert sie sich als Klasse für sich selbst. Die Interessen [...] werden Klasseninteressen“ (MEW 4, 180f., cf. Tugan 1905).

113 Goldthorpe 1980, 1985, Beck 1983, Hradil 2001; Krämer 1983, Diettrich 1999.

114 Voreilig contra Marx Dahrendorf 1957, Parkin 1979, Schelsky (s.u.), Berger 1998, Schroer 2001. Distanzlos pro Marx etwa Jung 1968, Poulantzas 1975, Krysmanski 1989 sowie Ansätze der 1970er (Haug 1970, Meschkat 1973, Tjaden 1973, IMSF 1973 f., PKA 1973 f., Bischoff 1976 und 1980; kritisch Kostede 1976, Krämer

Marx von der folgenden Soziologie unterscheidet, einfach: ausgehend von dem Grundverständnis, dass die Menschen von irgendetwas leben müssen,<sup>115</sup> ergibt sich eine zentrale Gliederung menschlichen Zusammenlebens aus der jeweiligen und historisch spezifischen wirtschaftlichen *Arbeitsteilung*. Sie muss den Individuen keineswegs „bewusst“ sein, doch der Wissenschaft ist sie zugänglich.<sup>116</sup> Im Kapitalismus, der die materielle Reproduktion aus ihren vormaligen kulturellen Verankerungen gelöst hat und nun selbstzweckhaft betreibt (Polanyi 1944), überlagern die ‚reinen‘ Formen kapitalistischer Arbeitsteilung die älteren, noch „buntscheckig“ überformten Varianten (MEW 4, 465). Darum wäre zu erwarten, dass die Arbeitsteilung nun deutlich in einer Klassengliederung hervortritt. Sofern sich entlang dieser Front Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände sowie Volksparteien bilden, tut sie das auch. Marx erläutert aber zugleich, dass und warum sich der Reproduktionsprozess für die Beteiligten verkehrt darstellt. Die Klassengliederung wird gleichzeitig *verdeckt*: Schon vor allem intendierten Verdecken hinter Allgemeinaussagen<sup>117</sup> ist die Klassengliederung selbst versteckt.<sup>118</sup>

1983). Nach Kostede 1976 verfielen marxistische Klassentheorien in einen „rigiden Schematismus“, indem sie die „kategorialen Ausgangspunkte der Marx’schen Klassentheorie unmittelbar den empirischen Klassenverhältnissen der BRD aufpressen“ (126). Sie beschränkten sich auf eine kommentierte Wiedergabe „sozialstatistischer Aspekte“ (129), und so wurde „die historische Analyse zum Bestätigungsfeld der jeweiligen Marx-Interpretation“ (119). Man kam über Programmatisches nicht hinaus (125). Immerhin war ein Anfang gemacht; einige neuere Werke stammen ja von Veteranen (vgl. Ritsert 1970 und 1998, oder Bischoff/Herkommer 2002 mit Bischoff 1976 und Herkommer 1979).

- 115 „Man kann die Menschen durch das Bewusstsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel zu produzieren“ (MEW 3, 21; cf. MEW 13, 8 f., MEW 23, 96).
- 116 Rousseau 1754, Smith 1776, Durkheim 1893. „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen“ (MEW 13, 8; Fn. 133).
- 117 „Jede neue Klasse [...], die sich an die Stelle einer vor ihr herrschenden setzt, ist genötigt, [...] ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller [...] darzustellen, d.h. ideell ausgedrückt: ihren Gedanken die Form der Allgemeinheit zu geben, sie als die einzig vernünftigen, allgemein gültigen darzustellen“ (MEW 3, 47). Kaiser Wilhelm fasste das 1914 in die berühmten Worte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“
- 118 Sennett 1972. Der Waren- und Geldfetischismus (MEW 23, 85 ff.; MEW 25, 405) bewirkt, dass sich „in den Köpfen“ eine andere Wahrnehmung davon findet als in der Theorie (MEW 3, 358; MEW 25, 324; MEW 26 II, 162). Soziale Verhältnisse erscheinen als Eigenschaften von Dingen – es scheint die „natürliche“ Eigenschaft des Geldes zu sein, mehr Geld abzuwerfen. Ist schon die Struktur der Revenuen nicht unmittelbar durchschaubar, wie soll es dann die endgültige Verteilung des Sozialproduktes sein, die sich durch vielfache Transfers und Verästelungen hindurchbewegt? Im „Verdecktheitscharakter“ nahm Heidegger (1927, 36) die formale Struktur dieses Arguments auf (Lichtung und Verdeckung), löste sie aber vom Inhalt ab und verallgemeinerte und subjektivierte sie (2.5.5, siehe Henning 2004).

Daneben ist diese ökonomische Basis stets in einem bestimmten kulturellen Überbau gegeben, der die ökonomischen Strukturen zwar nicht umwirft, doch ihre manifeste Erscheinungsweise *gestaltet*.<sup>119</sup> Aber die Wissenschaft wäre überflüssig, „wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen“ (MEW 25, 825; MEW 31, 312). Die für die „Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft“ (MEW 13, 8) zentralen ökonomischen Klassen gehören also nicht unmittelbar zur „Erscheinungsform“.<sup>120</sup> Klassifizierungen der in Gesellschaft lebenden Menschen gibt es unzählige, und zwar nominelle, von außen vorgenommene, wie reelle Selbstzuschreibungen: von lokalen Identitäten (Ostfrieße, Schwabe) über Hobbys (Fußballfan, Weinkenner) bis zu Religion und Hautfarbe. Selbst die ökonomischen Unterschiede zwischen Menschen sind vielfältig: Lohnarbeiter in Autofabriken haben mit Bankangestellten so wenig gemeinsam wie mit kellnernden Studenten oder Hotelbesitzern. Es ist eine Frage der lokalen Kultur, wie mit solchen Unterschieden umgegangen wird. Sie können kulturell ausgefeilt, eingeübt und symbolisch ausgelebt werden wie in Frankreich (Bourdieu 1982), in Synergie mit ethnischen Unterschieden eine Gesellschaft auseinander reißen wie in Brasilien (Altvater 1986) oder geschäftig überspielt werden wie im Nachkriegsdeutschland, wo man über Geld nicht sprach (Huster 1993, U. Neumann 1999; siehe zu diesem Ansatz Thompson 1968, Vester 2004).

Im Normalfall zeigt sich die soziale Wirtschaftsstruktur nur der ökonomischen *Theorie* – und nur der klassischen. An die Oberfläche tritt diese „Anatomie“ nur in Krisen- und Umbruchszeiten.<sup>121</sup> Diese Gemeinsamkeit ist nach Marx sehr basal: sie bezieht sich auf die Art der „Revenue“, des Einkommens. In der Logik der ökonomischen Sphäre des Kapitalismus gibt es für diese nur vier typologische Möglichkeiten: ich kann und muss entweder von meiner Grundrente als Vermögensbesitzer, von meinem Gewinn als Unternehmer oder Händler, von

119 „Es ist jedesmal das unmittelbare Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten [...] worin wir das innerste Geheimnis, die verborgne [...] Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion [...] finden. Dies hindert nicht, dass dieselbe ökonomische Basis – dieselbe den Hauptbedingungen nach – durch zahllos verschiedene empirische Umstände, Naturbedingungen, Racenverhältnisse, von außen wirkende geschichtliche Einflüsse usw., unendliche Variationen [...] in der Erscheinung zeigen kann, die nur durch Analyse dieser empirisch gegebenen Umstände zu begreifen sind“ (MEW 25, 799 f.).

120 Wie schon das Wort „Anatomie“ andeutet (cf. „Physiologie“, MEW 26 II, 162): das Knochengerüst eines Menschen ist nur schemenhaft zu sehen, die Innereien gar nicht – außer bei einer „Krise“, also einer Verletzung. Es dauerte lange, bis dieser Blick nach innen selbstverständlich wurde. Foucault 1966 datierte den Übergang von sichtbaren Ähnlichkeiten zu begrifflichen Zusammenhängen auf das 17. Jahrhundert. Ein ähnlicher Übergang spielt sich auch in der Biologie ab: der Trend geht von der Morphologie zur Analyse „unsichtbarer“ genetischer Codes.

121 Erst eine Störung des normalen Ablaufs, etwa ein Knochenbruch, lässt die „Anatomie“ ins Bewusstsein treten (3.3). Der US-Soziologe Richard Hofstadter vermutete, dass Klassenfragen eher in Krisenzeiten, Statusfragen in Phasen der Prosperität hervortreten (nach Bottomore 1967, 112; es erinnert an Kautskys Reaktion auf Bernstein, 2.1.2). Zur „Klasse an sich“, die noch immer gestaltet werden kann, Fn. 112.

meinem Lohn als Arbeiter und Angestellter oder von Umverteilungen leben. Aus ökonomischer Sicht gibt es nichts anderes. Wer nicht Produktionsmittel oder sonstige Vermögen (Land, Immobilien, Aktien etc.) besitzt, ist irgendwann gezwungen, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Aus diesen drei Revenuen bestreiten die gesellschaftlichen Hauptklassen ihr Einkommen (Profit, Rente, Arbeitslohn; MEW 25, 822 ff.). Was nicht selbst die Form eines solchen Einkommens hat, stellt zumindest eine Umverteilung desselben dar: Staatsbeamte etwa (Lehrer, Polizisten, Professoren etc.) werden aus Steuern bezahlt, die aus den drei Einkommen abgeschöpft werden; ‚nichtproduktive‘ Kapitale und Arbeiter (Banken, Dienstleistungen, Künstler etc.) werden aus dem Mehrwert bezahlt, den die produktiven Sektoren einfahren. Das ändern auch Lebensstile und Milieus nicht.

Damit sind die *Typen* von Einkunftsquellen grob erfasst.<sup>122</sup> In prosperitären, ruhigen Zeiten mögen diese Schichten sich untereinander befreunden oder befehlen, sich abspalten oder neue Gruppierungen bilden, das sind Fragen der *Kultur*. Dennoch können sie in Krisenzeiten, die aufgrund des zyklischen Wachstums mit hoher Wahrscheinlichkeit kommen, schnell auf sich zurückgeworfen werden, wenn ihre materielle Reproduktion in Frage steht.<sup>123</sup> Marx' Theorie will keine Momentanbeschreibung einer gegebenen Gesellschaft geben (2.1.2). Besondere kulturelle Ausformungen der Klassen können daher schlecht *gegen* seine Klassentheorie in Stellung gebracht werden. Sie ist nicht „objektivistisch“; sie liefert ein Grundgerüst, um politische Umbruchsphänomene in einer Krisenzeit verstehend nachzeichnen und möglichst auch *erklären* zu können. Dabei ist die konkrete „Erscheinung [...] nur durch Analyse dieser empirisch gegebenen Umstände zu begreifen“ (MEW 25, 800). Dahinter stand zweifellos das Erkenntnisinteresse, besonders den arbeitenden Klassen zu einem Verständnis ihrer eigenen Lage zu verhelfen, um in künftigen Krisen politisch eine bessere Figur machen zu können als noch 1848 und 1871. Solange Theorie und Praxis unterschieden werden, vermag dieses Interesse den Wert einer solchen Erkenntnis nicht zu schmälern.<sup>124</sup>

122 Zu einer Analyse solcher Werttransfers in der (US-)Volkswirtschaft vgl. Shaikh 1996. „Unproduktiv“ heißt nicht, dass individuell nichts geleistet wird, sondern dass kein Mehrwert geschaffen, sondern aufgebraucht wird. Verfügt beispielsweise Person A über ein hohes Einkommen, kann sie eine Reinigungskraft (B) einstellen. B erarbeitet sich so zwar individuell ein Einkommen, fügt aber gesellschaftlich nichts hinzu, da sie von einem Teil des Einkommens von A lebt. Ähnlich verhält es sich mit der Rüstung oder repräsentativen Staatsausgaben (cf. 2.1.6, Fn. 133).

123 Als die Ersparnisse des kleinen Mittelstandes, der oft gegen die Klassentheorie aufgeboten wird, 1929 plötzlich zerrannen, setzte eine politische Radikalisierung dieser Schichten ein; ihre „Konstitution *als Klasse*“ vollzog sich faschistisch.

124 Auch bei Max Weber hat Wissenschaft „Voraussetzungen“ (1919, 440), die ihre Inhalte nicht beeinflussen. Dass Marx Erkenntnisse formulierte und keine Hassorgien des sozial Deklassierten, wie Topitsch und Löw suggerieren (2.6.6, Exkurs), wird daran deutlich, dass neuere Lexika die Frankreichsschriften noch immer als Standardliteratur über diese Zeit angeben (so M. Krätke in Berlin im April 2002, vgl. Vollgraf 2003). Auch von Objektivismus ist hier keine Spur.

Es ist daran zu erinnern, dass die andere große Soziologie, die damals entstand, die positivistische, *ebenfalls* im Rahmen der politischen Wirren in Frankreich entworfen wurde (Käsler 1976, 19 ff.). Ihre Theorien hatten ebenfalls bestimmte politische Implikationen – nämlich das Ideal eines technokratischen und quietiven Korporatismus –, die in einer bestimmten, auch ökonomischen Einschätzung dieser Wirren gründete.<sup>125</sup> Das Schwergewicht lag hier auf dem Staat, der damit aber weniger analysiert als vielmehr zum Adressaten politischer Wunschbilder wurde. Jonas nannte so etwas „Staatsphilosophie“ (Fn. 2). Im Gegensatz zu dieser herrschaftszentrischen und etatistischen Soziologie wollte Marx zeigen, dass der Staat in diesem Spiel der Kräfte keineswegs die Oberhand hat, sondern selbst nur eine Beute für die verschiedenen Parteien darstellt. Es ging ihm daher auf das Verständnis der Interessen von diesen.<sup>126</sup>

### Klassen (und mehr) bei Max Weber

Der andere große Klassentheoretiker, Max Weber, hinterließ in dieser Frage ebenfalls nur Fragmente (Edgell 1993, 11). Seine Schichtungsanalyse scheint die Klassentheorie der ökonomischen Klassik in soziologischer Hinsicht zu ergänzen, denn er fügt der Beschreibung der Wirtschaft eine solche der politischen Sphäre *hinzu* – streng genommen bereitet er es lediglich vor, indem er die „Kategorien“ bereitstellt.<sup>127</sup> Zu bemängeln wäre höchstens, dass hierin noch keine Erklärung des Zusammenhangs dieser Bereiche liegt; doch das ist nicht die Aufgabe einer Beschreibung, geschweige denn eines „kategorialen Rahmens“. Diese Aussagen widersprechen denen von Marx nur insofern, als Webers abstrakte Beschreibung der sozialen Realität von dem im Manifest vorgegebenen Klassenschema abweicht. Doch das tat, wie wir sahen, auch Marx selbst. Eine Beschreibung der sozialen Realität hat einen anderen thematischen Fokus als eine ökonomische Analyse der im Produktions- und Distributionsprozess beteiligten Gruppen und ihres politischen Verhaltens in Krisenzeiten. Auf der deskriptiven Ebene lassen sich die Unterschiede zwischen Weber und Marx noch glätten.<sup>128</sup> Weber wollte nicht wie Marx das „Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft

125 Alle Soziologen machen bestimmte Vorannahmen (Kittsteiner 1977, 160). „Die eigentliche Parallele zu Comte ist Fichte mit seinen totalitären Neigungen, worauf schon Windelband hinwies“ (Jonas 1968 I, 267; Windelband 1905).

126 Gegenüber Hegel versuchte Marx dies *philosophisch* (MEW 1, 203 ff., 378 ff.). In den Frankreichschriften bemühte er sich um *historiographische* Nachweise, dass der Staat in diesen Kämpfen keineswegs über den Parteien stand, wie es Begriffsphilosophie und Positivismus wollten (MEW 7, 9 ff.; MEW 8, 111 ff., MEW 16, 1 ff.). Zum autoritären Korporatismus des Positivismus Spaemann 1959, Negt 1963, Jonas 1968 I, 264 ff., II, 31 ff.; Lepenies 1985, 16 ff.

127 „Klassen, Stände und Parteien“, in: Weber 1922, 531–540; „Stände und Klassen“, 177–180.

128 Vgl. Löwith 1932, Roth 1964, Kocka 1972, 1977, Bader 1976, Mommsen 1974, 144–181, Löwenstein 1976, Zander 1978, Weiß 1981, Münch 1984, Antonio 1985, Böckler 1987, Lauermaann 1989, Diarra 1990, Gubbay 1997.

[...] enthüllen“ (MEW 23, 16). Er wollte eher „die unübersehbare historische Mannigfaltigkeit unter dem Gesichtspunkt ihres idealtypischen Zusammenhangs übersehbar“ machen (Jonas 1968 II, 204). Daraus ist eine Konkurrenz noch nicht notwendig abzulesen. Auch Weber benutzte wirtschaftliche Indikatoren; auch er untersuchte die Lage der Arbeiter (in: Weber 1924), und an der Basis seiner Theorie der „Klassenlage“ lag ein ähnliches Kriterium, nämlich das Eigentum der „Besitzklasse“ gegenüber der eigentumslosen „Erwerbsklasse“ (1922, 177).

Der fundamentale Unterschied zu Marx findet sich erst jenseits der Oberflächenbeschreibung. Weber ging, wie viele seiner Generation, ökonomisch vom Marginalismus aus (Böckler 1987, 122 ff.). Die Neoklassik hat die ökonomische Differenzierung in soziale Klassen fallengelassen. Es gibt bei ihr nur Käufer und Verkäufer (wobei angenommen wird, dass jeder Einzelne abwechselnd beides ist) sowie deren Aggregate, Firmen und Haushalte. Diese Weichenstellung hat Auswirkungen auf Webers Soziologie. Klassen unterscheiden sich nun nicht mehr durch ihre Stellung in der *Produktionssphäre*, sondern über ihre „Chancen“ (1922, 177) in der Distribution, auf dem Güter- oder Arbeitsmarkt (531).<sup>129</sup> Schon Bernstein (1905) hatte Marxens Klassenbegriff phänomenalistisch als Oberflächen-Momentanbeschreibung missdeutet und abgelehnt (2.1.2). Diese kategoriale Transformation des Klassenbegriffs übernahm die Soziologie. Der Phänomenalismus dieser Wirtschaftssoziologie läuft dem Marx'schen „Essentialismus“ zuwider.<sup>130</sup> Selbst wenn der Begriff der „Wirtschaftsklasse“ von Soziologen als ökonomischer verstanden wurde wie bei Weber, Ökonomie aber als neoklassische betrieben wurde, blieb so die sozialstrukturelle Analyse der klassischen Ökonomen – und damit die Klassenthematik – unberücksichtigt.

Neben dieser kategorialen Transformation in der Wirtschaftssoziologie führt Weber im Statusbegriff das soziale „Prestige“ ein (1922, 578). Dieser Begriff ist ein funktionales Äquivalent des ständischen Merkmals der Ehre, über den sich der historische Vorgänger der Klasse, der „Stand“, definierte (149). Hierin spiegeln sich die restfeudalen Strukturen des Wilhelminismus (Milner 1999, 69). Da das durch Kriegsgewinn und Gründerzeit reichgewordene Kaiserreich sich gegenüber der Sozialdemokratie antizyklische politische Akzente leistete, durch die der Hauch eines Staatssozialismus wehte, entfernten sich Webers deskriptive Kategorien noch weiter von den Marx'schen (etwa bei der Rolle der Bürokratie, 1922,

129 Vgl. Zlozlower in Böckler/Weiß 1987, 60. Die Tauschfixierung teilte noch der „Weber-Marxist“ Adorno. Gegenüber dem „totalen Staat“ idealisierte ihn Horkheimer sogar (cf. 2.6.1). In Fragen zum Englands des 17. Jahrhunderts konsultierte Max Weber Bernstein (K. Lenk 1970, 220; cf. Weber 1894, 80 f.: „Ethisierung des Klassenkampfes“).

130 „Essentialismus“ und „Objektivismus“ gelten als entlarvende Vorwürfe (Habermas 1968, 306; Negt in Euchner 1972, 44). Die Entlarvung beruht aber nur darauf, dass seine Position quer zum fachlichen Konsens steht (Ritsert 1998). Die Soziologie kann sich ihre Kategorien nicht von einer „Konsensustheorie der Wahrheit“ vorgeben lassen. Der soziologische Begriff des Konsenses stammt von Comte (1974, 83; cf. Fenske 1997, 662) und meint den Zeitgeist.

125 ff., 551 ff.; 1921, 26). Nachdem schon die wirtschaftssoziologischen Kategorien neoklassisch verkürzt wurden, wird Webers Schichtungsanalyse in diesen ungleichzeitigen Anreicherungen außerökonomisch. Eben dies machte sie bei späteren „pluralistischen“ Theoretikern so beliebt (Dietrich 1999, 27 ff). Der Einfluss der Neoklassik auf Weber beschränkt sich nicht auf die Eliminierung der Klassen. Er kann auch an den Grundbegriffen „verstehende Soziologie“ (1), „Werturteilsfreiheit“ (2), „Geist des Kapitalismus“ (3), „Rationalität“ (4) und „Entzauberung“ (5) kurz skizziert werden.

(1) Schon in Webers Methodik ist ein neoklassischer Einschlag zu verzeichnen: Der Ausgangspunkt beim „Handeln“ ist zwar gegenüber organizistischen Modellen innovativ, etwa weil er in empirische Untersuchungen überführbar ist. Doch weil er strikt individualistisch ist, ist er für eine soziologische Analyse nur von begrenzter Reichweite. Mehr noch, er ist auch *subjektivistisch*, denn Weber geht es nicht um die Individuen als solche, sondern nur um ihre Vorstellungen, um den von ihnen im Handeln „subjektiv gemeinten Sinn“, denn nur dieser lasse sich „verstehen“.<sup>131</sup> Das ist ein Vorläufer der „rational choice“-Theorien. Am Subjektivismus ändert auch die Abschattung von klarer Bewusstheit beim zweckrationalen Handeln bis hin zur Vorbewusstheit bei mechanisch ablaufendem Verhalten nichts.<sup>132</sup> Die Parallele zur atomistischen Neoklassik ist unübersehbar. Für Marx steht „das Soziale“ zwar der wissenschaftlichen Untersuchung offen, dem Alltagsbewusstsein der beteiligten Individuen aber ist es in der Regel gerade verschlossen. Eine Analyse ihrer subjektiven Intentionen kann über soziale Pro-

131 „Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch [...] ursächlich erklären will. ‚Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten [...] heißen, wenn [...] die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. [...] ‚Sinn‘ ist hier [...] der subjektiv gemeinte Sinn. Nicht etwa irgendein objektiv richtiger oder metaphysisch ergründeter ‚wahrer‘ Sinn“ (Weber 1922, 1). Einen „objektiven Sinn“ findet Weber nur in „Jurisprudenz, Logik, Ethik, Ästhetik“ (2) – politische Ökonomie hingegen kommt hier nicht vor. Für Sklair ist auch die von Weber ausgehende „Modernisierungstheorie“ im Ansatz noch subjektivistisch (1991, 34).

132 Zur Industriesoziologie bei Weber 1924 Jonas 1968 II, 201; vgl. Webers Typologie der Handlungsrationaltäten (1922, 12: zweck-, wertrational, affektiv, traditional). Da „subjektiv gemeinter Sinn“ empirisch nur selten anzutreffen ist, ersetzte Weber sie durch die vom Forscher zu konstruierenden Idealtypen: „Das reale Handeln verläuft in der großen Masse seiner Fälle in dumpfer Halbbewusstheit oder Unbewusstheit seines ‚gemeinten Sinns‘ [...] Aber das darf nicht hindern, dass die Soziologie ihre Begriffe durch Klassifikation des möglichen ‚gemeinten Sinnes‘ bildet, also so, als ob [...] das Handeln tatsächlich bewusst sinnorientiert verlief“ (1922, 10). Sinn wird zugerechnet. Die „rational choice“-Theorie isolierte Webers Zweck- (bzw. Mittel-)Rationalität (3.2.1, Fn. 11). Die Chimäre eines zwar subjektiven, aber doch unbewussten Sinnes könnte nun auch eine Funktion meinen. Eine solche lässt sich allerdings nicht mehr jenseits einer Betrachtung objektiver Strukturen ermitteln. Daher geht Webers Kritik, Marx ontologisiere seine „Idealtypen“, fehl (1922a, 205; so noch Münch 1984, 533, 567, 575). Marx geht nicht wie er vom Subjekt aus.



zesse und Institutionen nur wenig herausbringen – auch wenn die Ergebnisse der Wissenschaft ihnen nahegebracht werden können.<sup>133</sup>

(2) Auch die Forderung nach einer *Werturteilsfreiheit* ist ein Gewinn, etwa gegenüber dem offenen Moralismus der historischen Schule.<sup>134</sup> Doch Weber beansprucht sie für die eigene Position etwas voreilig. Die Unterstellung des Juristen Weber, die allein verstehbaren Gründe für die Handlungen von Individuen seien in deren Willen zu suchen, ist eine juristische Denkfigur – es ist eine Rechtfertigung des bürgerlichen Eigentumsbegriffs seit Locke (Hegel 1821, §§ 34 ff). Sie ist trotz aller Kontrafaktizität *im Recht* legitim. Ihre Übertragung aus der Sprache des bürgerlichen Rechts in die der Soziologie allerdings ist nicht werturteilsfrei, sondern dezidiert „bürgerlich“. Aus der individualistischen Methodologie könnte man mit einigem hermeneutischen Gespür gar eine Spitze gegen das „Gemeinschaftshandeln“ (1922, 531) der Arbeiterschaft herauslesen.<sup>135</sup> Der Werturteilsstreit ist keine letzte Frage, sondern hat seinerseits Voraussetzungen.

133 Marx löst das Soziale weder ins Individuelle auf, noch trennt er das Individuum von ihm ab. Er vertritt die Auffassung einer rationalen, aber nicht unmittelbaren Einsichtigkeit des Sozialen. Die sozialen Verhältnisse sind zumeist „von ihrem Willen unabhängige“ (MEW 13, 8; s.o., Fn. 116; 2.1.5, Fn. 105). „Sie wissen das nicht, aber sie tun es“ (MEW 23, 88, vgl. 74; MEW 8, 115). „Wie kommt es, dass die persönlichen Interessen sich den Personen zum Trotz immer zu Klasseninteressen fortentwickeln, zu gemeinschaftlichen Interessen, welche sich den einzelnen Personen gegenüber verselbständigen, in der Verselbständigung die Gestalt allgemeiner Interessen annehmen, als solche mit den wirklichen Individuen in Gegensatz treten und in diesem Gegensatz, wonach sie als allgemeine Interessen bestimmt sind, von dem Bewusstsein als ideale [...], selbst religiöse, heilige Interessen vorgestellt werden können?“ (MEW 3, 227). „Es sind also unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante – das geschichtliche Ergebnis – hervorgeht [...]. Das was jeder einzelne will, wird von jedem andren verhindert, und was herauskommt, ist etwas, was keines gewollt hat“ (Engels, MEW 37, 463).

134 Der Streit drehte sich um die umstrittene, aber „an sich höchst triviale Forderung, dass der Forscher und Darsteller die Feststellung und empirischer Tatsachen [...] und seine [...] praktisch wertende [...] Stellungnahme unbedingt auseinanderhalten solle“ (Weber 1922a, 486; cf. Jonas 1968 II, 189 f., I 290 ff.; Ringer 1969, 134 ff.). Den Terminus „Werturteil“ kennt schon Nietzsche (1888, 139; siehe 2.6.3, Motto).

135 Dies wäre der Vorwurf, die Sozialdemokratie sei „ideologisch“, da sie mit Gruppeninteressen argumentiere, der Wirtschaftsliberalismus dagegen „werturteilsfrei“, da er nur das Individuum betrachte. Nach Rehberg 1979 sind Webers subjektivistische Grundbegriffen (Regel, Chance etc., vgl. Lukács 1954, 483 f.; Baier 1988) an bestimmten, nämlich „großbürgerlichen“ Individuen gewonnen. „Ich bin ein Mitglied der bürgerlichen Klassen, fühle mich als solches und bin erzogen in ihren Anschauungen und Idealen“ (Weber 1895, 26). Der Schwerpunkt auf den „Wertungen“ der Individuen machte es den Zeitgenossen unverständlich, warum man auf eigene „Werturteile“ verzichten solle (Jonas 1968 II, 185, 201, 213 ff., 239). Man braucht diese allerdings nicht, wenn sie schon in der Theorie selbst stecken. Auch Jonas nimmt für Webers Ansatz den Dualismus von „blinden technisch-ökonomischen Triebkräften“ und allein verstehbaren „Motiven“ in Anspruch (204), der sonst eher von der Marxkritik benutzt wird (cf. 2.4.4).

Erst in einem Bild, in dem mehrere „Interpretationen“ möglich sind und sich *theoretisch* nicht weiter bestimmen lässt, welche zu „wählen“ ist, entsteht Webers Problem. Weit entfernt davon, theoretischen Pluralismus zu fördern, basiert es auf einer Einheitstheorie von reinen Marktkräften und empirischen Verunreinigungen (2.4.1). Erst dieses Bild ruft nach einer ethischen Bewertung. Bei Marx bedarf es keines Werturteils darüber, welches der zwei Momente das Übel hervorbringt, da beides Momente desselben sind. Die historistische und die neoklassische Ökonomie etwa sind darin eins, dass sie von demselben Modell ausgehen, das sie nur verschieden bewerten.<sup>136</sup> Marx muss gute und schlechte Faktoren nicht dualistisch aufspalten, sondern beschreibt einen Mechanismus, der *beides* hervorbringt. Sein Modell berührt Zusammenhänge, die das dualistische Modell nicht erfasst – und erst daher Werturteile braucht. Er kann die Forderung nach unbedingter Wissenschaftlichkeit wie Weber bejahen, muss dafür aber seine Parteinähe nicht verneinen. Der Unterschied zu Weber besteht am ehesten darin, dass Marx über seine Parteinahme theoretisch Rechenschaft ablegt, während sie bei Weber in seinen Grundbegriffen verdeckt ist.<sup>137</sup>

(3) Beschränkt Weber seine Analyse schon im methodischen Ansatz auf Vorstellungen der Individuen, so verwundert es nicht, dass in einer Genealogie des *Geistes des Kapitalismus* auch nur solche auftauchen. Wenn von vornherein etwas spirituelles gesucht wird, kann das Gesuchte nur etwas „im Kopf“ sein, wie eben die „protestantische Ethik“.<sup>138</sup> Über den Kapitalismus ist damit jedoch we-

136 Nach Kittsteiner 1977, 160 wollte Weber zwischen diesen beiden vermitteln. Marx steht vor beiden. Der Marxismus konnte den Werturteilsstreit nicht auflösen, weil auch er die ökonomische Theorie vernachlässigt hatte, von der aus eine solche Argumentation zu führen gewesen wäre. Er trat in voluntaristischer „Parteilichkeit“ auf, und „bewertete“ diese höher als die Wissenschaft (2.2.4). Im Vergleich damit war Webers Forderung nach Zurückhaltung berechtigt.

137 Auf Marxens „intellektuelle Redlichkeit“ verweist W.Blumenberg 1962, 49. Wer etwas kritisiere, dürfe dies „nicht durch oberflächliche Einfälle des Augenblicks, sondern nur nach lang anhaltendem und tief eingehendem Studium“ tun (MEW 1, 108). Weber hatte bei den Werturteilen Marx vor Augen: „Von der Scholastik an bis an die Marx'sche Theorie hinein verquickt sich [...] der Gedanke von etwas ‚objektiv‘ Geltenden, d.h. also: Seinsollendem, mit einer Abstraktion aus dem empirischen Verlauf“ (1989, 100/1922a, 196). „Eine bestimmte Wertung als die allein ‚wissenschaftlich‘ zulässige uns zu oktroyieren, vermag sie [eine Interpretation, CH] nur, wo, wie etwa bei [...] Marx' Kapital, Normen (in diesem Falle des Denkens) in Betracht kommen. Aber auch hier ist eine objektiv gültige ‚Wertung‘ des Objekts ( [...] die logische ‚Richtigkeit‘ Marx'scher Denkformen) nicht etwas, was notwendig im Zweck einer ‚Interpretation‘ läge“ (Weber 1989, 153/1922a, 246). Heißt das entklausuliert nicht in Husserlscher Epoché, dass weder Marx noch jemand anderes seine Gedanken als zutreffend hätte bewerten dürfen?

138 Marx sprach ironisch von „Geist des Kapitals“ (MEW 23, 295) und „Askese“ (640; MEW 42, 549; cf. 2.3.5, Fn. 155; 2.6.6, Fn. 171), hatte dafür aber materiale Bestimmungsgründe. Weber will weder „das Phänomen des Kapitalismus [...] kausal erklären, noch [...] das Zusammenwirken zweier Bereiche [...] illustrieren“ (Jonas 1968 II, 203), er „sucht nach dem Drehpunkt, von dem her die Durchsetzung des Kapitalismus verständlich wird“, und findet ihn im „disziplinierten Wollen“ (205).

niger gesagt als über die Webersche Methodik. Angesichts dieses Spiritualismus ist Marx' Religionskritik, die weniger die Religion als vielmehr die spezifisch *Deutsche Ideologie* treffen wollte, erstaunlich aktuell (2.6.4, cf. E. Wood 1986). Die „theologischen Mucken“ der Sozialphilosophie haben sich bei Webers Nachfolgern ja noch verstärkt (cf. Bolz 1989, 2.6.3).

(4) Obwohl Weber keine Geschichtsphilosophie zu vertreten meinte, verlängerte er seine methodischen Grundentscheidungen dennoch zu einer solchen: zur These der *Entzauberung*.<sup>139</sup> Hier lässt sich ein klassischer Dreisatz freilegen: Weber hat sich die methodische Askese auferlegt, nur über die Aktorinnenwelt Aussagen zu treffen (a). Er stellt jedoch des weiteren Veränderungen in der sozialen Welt fest, die immer sachlicher geworden sei (b). Daraus schloss er nun (c), zumindest an einigen wichtigen Stellen, dass a b *verursacht* habe (c: a → b). Die subjektiv-innerliche Instanz des „rationalen Erkennens“ wird solcherart zu dem entscheidenden historischen Faktor, sie wird zum „Subjekt der Geschichte“: „Wo immer [...] rational empirisches Erkennen die Entzauberung der Welt [...] konsequent vollzogen hat [!], tritt die Spannung gegen die Ansprüche des ethischen Postulats, dass die Welt ein [...] *ethisch* sinnvoll orientierter Kosmos sei, endgültig hervor“ (Max Weber 1920, 564). Diese idealistische Geschichtsphilosophie, nach der die Veränderungen der Moderne primär durch das *Erkennen* entstanden seien, und – mehr noch – das eigentlich Missliche an ihnen erst sei, dass sie sich nicht mehr mit der überkommenen Ethik vertragen, hat deutlich nietzscheanische Wurzeln. Sie zog sich von Weber weiter bis zu Heidegger und Adorno.<sup>140</sup>

(5) Das Hauptmerkmal der Entzauberung, die *Rationalisierung* (Weber 1922, 920), schließt den Bogen zur Neoklassik. Zugrunde liegt diesem „Typus“ keine ökonomisch-kapitalistische, sondern eine bürokratisch-administrative bzw. sogar „großbürgerlich“-herrschaftliche Perspektive (Rehberg 1979). Weber vertritt eine staatszentrierte „Container-Theorie der Gesellschaft“.<sup>141</sup> Diese Perspektive er-

---

Sombart (1911) konnte dann gleichermaßen die Juden verantwortlich machen, Groeythusen (1927) den Katholizismus. Fraglich ist eben, ob man alles auf diese Weise „verstehen“ kann.

139 Weber 1922, 308; 1920, 236, 1 ff., 536 ff. Zur dieser Deutung Webers vgl. Tenbruck 1975. Schon Hegel und Marx sprachen von einer „Entgeistigung“ durch das Christentum (MEW 3, 137).

140 „Das rationale Erkennen [...] gestaltete autonom [...] einen Kosmos von Wahrheiten“ (Weber 1920, 569). Das vermengt Theorie und Wirklichkeit. Oder wollte er sagen, die Theorie sei nüchterner geworden? Das verkürzte die Entzauberungsthese arg. Zum Nietzschebezug Jonas 1968 II, 188; Bendix 1964, Hennis 1987, D.Kim 1999. Für Lichtblau 1997, 77 ff. ist Nietzsche der Referenzautor für die Kultursociologie (2.5.2, Fn. 32). Nur ein Idealismus kann für die „Lebensnot“ (Husserl 1936, § 2) Erkenntnistheoretiker wie Descartes und Kant verantwortlich machen. Jaspers wies Heidegger auf Weber hin. Husserl, Heidegger 1927 und Adorno 1944 feilten diese Geschichtsphilosophie aus.

141 Beck 1997, 49 ff. „Jenseits aller ihrer Differenzierungen teilen die Klassiker der modernen Sozialwissenschaft [...] eine territoriale Definition der modernen Gesellschaft, also des nationalstaatlichen Gesellschaftsmodells“ (52). Sie betrieben eine

fasst das Konstituens des *Kapitalismus*, das blind-anarchische Wüten der Marktkräfte, gerade nicht mehr.<sup>142</sup> Wissenssoziologisch gleicht der unter den Gelehrten des Wilhelminismus verbreitete Glaube an den „Primat des Politischen“ (Jonas 1968 II, 225) mehr einer professoralen Selbstüberredung als einer reliablen Deskription.<sup>143</sup> In der Entökonomisierung der soziologischen Grundvorstellungen könnte man einen Einfluss des Leninismus entdecken (Weber lernte 1905 bekanntlich russisch). Mit dem Marx'schen Ansatz hat sie nur wenig zu tun. Die Politik tritt der Wirtschaft erst im neoklassischen Paradigma von außen entgegen. Erst in einem Denken, welches beide Sphären kategorial – also apriorisch – trennt, müssen politische Kategorien nicht mehr an die Ökonomie zurückgebunden werden. Webers „Rationalisierung“ ist als Verüberallgemeinerung der Marx'schen „Entfremdung“ bezeichnet worden (Hughes 1958, 317; Jonas 1968 II, 207). Es kürzt um die politische Ökonomie, wo die Rationalisierung einen konkreten Ort hatte,<sup>144</sup> und macht sie zu einem „geistigen“ Signum der ganzen Epoche, welche diese sogar verursacht haben soll – wenn auch nur, indem sie ihr in Form der Religion historisch vorangeht.

Das Motiv von Webers Forschungen wird hiermit als ein *sozialphilosophisches* deutlich: die unübersichtliche Moderne soll wieder in das Subjekt inkorporiert („verstanden“) werden können.<sup>145</sup> Das Subjekt wird jedoch nicht nur als Adressat, sondern auch noch als Kriterium des „Wissens“ unterlegt. (In der Nachfolge wird es dann zum alleinigen *Inhalt* der Theorie; 2.5.2). Eine Klassentheorie lässt sich so jedenfalls nicht aufstellen. Unübersichtlich geworden ist „die Moderne“ nicht nur realgeschichtlich, sondern auch ideengeschichtlich; nicht zuletzt dadurch, dass die Soziologie – auch bei Weber – ihren entscheidenden Gegenstand angemessen zu theoretisieren verabsäumt hat: den Kapitalismus und seine Anatomie, die eben auch Klassen beinhaltet.

---

„Gleichsetzung von Nationalstaat und Gesellschaft“. Beck hat für die Zeit danach keine theoretischen Mittel mehr, vielleicht weil er diesem Denken selbst zu sehr verhaftet war. Marxens seit je anders denkende Gesellschaftsanalyse streift Beck auffällig oft (20, 48, 253), schreckt aber vor ihr zurück (49, 91, 203).

142 Kalkulierbarkeit gehört nicht zu den Merkmalen des Kapitalismus; auf dem Markt geht es anarchisch und kriegerisch zu. Bei Weber wird „das Wesen des Kapitalismus ent-ökonomisiert und ‚vergeistigt‘. Als Wesen des Kapitalismus erscheint die Rationalisierung des ökonomisch-sozialen Lebens, die rationale Kalkulierbarkeit aller Phänomene“ (Lukács 1954, 478 – das gilt noch für Horkheimer). Damit übt Lukács auch subtile Selbstkritik.

143 „Das Wirtschaftsleben wird politisiert, die Politik ökonomisiert“. Weber 1922, 176.

144 Nämlich in Form der Mechanisierung der Produktion (cf. 2.1.6), wie das Wort „Rationalisierung“ ja noch heute gebraucht wird (MEW 23, 391 ff., 650 ff.). Marx benutzt das Wort an einer Stelle sogar selbst (MEW 25, 631).

145 Kittsteiner 1977, 161 sieht bei Weber „Chaos-Metaphern“. Zur „Unübersichtlichkeit“ Fn. 110, Habermas 1985a.

## Klassen bei Helmut Schelsky

„Dieser verhältnismäßig einheitliche Lebensstil der nivellierten Mittelstandsgesellschaft [...] erfüllt sich darin, einheitlich an den materiellen und geistigen Gütern des Zivilisationskomforts teilzunehmen.“ (Schelsky 1953)

In der bundesdeutschen Nachkriegszeit, als nicht nur die Grauen des Dritten Reiches in vollem Maße bekannt geworden waren, sondern auch ehemalige Täter und Opfer wieder in einem Lande zu leben versuchten, hat Helmut Schelsky als das Bedürfnis der Epoche das „nach einer neutralistischen Hintergrundideologie unantagonistischen Charakters“ bestimmt.<sup>146</sup> Eine solche vertrat die neoklassische *Ökonomie* seit jeher. Daher lag sie für die bundesrepublikanische Soziologie der Nachkriegszeit als Hintergrundparadigma besonders nahe – umso mehr, als bereits die soziologischen Klassiker dieses Modell bevorzugt hatten. Dazu mögen auch „Westbindungen“ ihren Teil beigetragen haben, denn die Neoklassik erlebte in dieser Zeit ihre finale Kodifizierung.<sup>147</sup> Die Methoden der Soziologie gliederten sich darum nach 1945 auch in Deutschland weiter denen der Neoklassik an. Ein subjektivistischer Einschlag zeigte sich darin, dass die empirische Forschung vor allem Umfragen, Interviews und Sympathieskalen benutzte, die zwar exakte Messdaten zu erheben erlaubt, damit jedoch lediglich *Stimmungen* erfasste.<sup>148</sup>

Das Vermächtnis der Marx'schen Soziologie, speziell der Klassentheorie, lag jedoch weiter in der Luft. Angesichts des heraufziehenden kalten Krieges harnte sie der soziologischen Behandlung. Doch auch in den soziologischen Klassentheorien nach 1945 wurde die Wirtschaft entweder ganz ausgeblendet, oder wieder nur nach neoklassischem Muster begriffen. Mit dieser Basistheorie im Hintergrund macht der Klassenbegriff die bereits an Weber beschriebenen Wandlungen durch: er wird von einem primär ökonomisch-funktionalen zu einem subjektiv-phänomenalen Begriff. Die Untersuchung der Gesellschaft auf eine klassenspezifische Gliederung hin sucht nun in *anderen* als ökonomischen Kategorien nach Anhaltspunkten, in denen sie Faktoren wie Bildung, Wohnlage, Freizeitgestaltung, Gefühlslagen, den „Habitus“ oder ähnliches untersucht. Es ist daher keineswegs überraschend, dass die Marx'schen Aussagen sich aus einer solchen Perspektive nicht bestätigen ließen – nicht einmal für seine eigene Zeit. Gerade

146 Schelsky 1959, 22; vgl. 1961, 375. Mit der Theorie der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ hat er genau dieses Bedürfnis bedient. Für die „Grabesstille“ in der Soziologie (1959, 32; ein Zitat Dahrendorfs) gibt er indes folgende Begründung: Neben den kollegialen Ängsten um das Profil einer noch immer nicht anerkannten Wissenschaft sei es vor allem das Wissen darum, dass man gar zu schnell zu „ideologisch-biographischen Verdächtigungen“ der Person des jeweils anderen kommen würde, der so – wie zu ergänzen ist – entweder als Nationalsozialist oder als Emigrant je einem Teil der Bevölkerung unbeliebt gemacht werden könne (cf. Fn. 159).

147 Im Bestseller Samuelson 1948 ff.; Henderson 1958, Debreu 1959 (Zinn 1987).

148 So eine Kritik Adornos (1957a, s.o., Fn. 53) an der empirischen Sozialforschung. Schon Webers Industriosozilogie untersuchte die „Stimmungslage“ der Arbeiter (Jonas 1968 II, 201).

darin, dass die Strukturen des Wirtschaftsprozesses den Beteiligten nicht unmittelbar einsichtig sind, liegt ja die Berechtigung für eine eigenständige Wissenschaft der politischen Ökonomie. Wird die beschriebene Erweiterung der soziologischen Fragestellung nicht als Ergänzung, sondern als *Ersetzung* einer ökonomischen Analyse begriffen und zugleich die Marx'sche Klassentheorie als eine „Beschreibung“ des akuten Gesellschaftszustandes missdeutet, sieht es so aus, als habe sich Marx in seinen Einschätzungen geirrt. Angeführt wurden für diese Behauptung für gewöhnlich die Entwicklung eines breiten kulturell gefassten „Mittelstandes“ (es ging um Konsum, den „Lebensstil“, Schelsky 1956, 336), die Entstehung oder Ausdehnung der „neuen“ Mittelklasse der „Angestellten“,<sup>149</sup> die gewachsene „Mobilität“ in der Gesellschaft (nicht räumlich, sondern auf einer Skala sozialen Ranges) sowie die zurückgehende Selbstverortung der Betroffenen in einer der traditionellen Klassen.<sup>150</sup>

Solche Perspektiven wurden von vielen Theoretikern nicht nur als empirische *Beobachtungen*, sondern eo ipso schon als Widerlegungen der Marx'schen Theorie gewertet, ohne den entscheidenden Unterschied im thematischen Fokus und in der Analyseebene zu bemerken (s.o. zu Oppenheimer, 2.4.1). Die Arbeiten Schelskys über den „Klassenbegriff“ aus den 1950er Jahren sind für eine solche Vorgehensweise repräsentativ. Sie haben zudem den Vorteil, dass sie sich explizit auf Marx zurückbeziehen. Darum seien sie einer Analyse unterzogen.

Weil die Frage: „Haben wir heute noch eine Klassengesellschaft?“ (Schelsky 1956, 333) nach Schelsky „eine der wenigen theoretischen Diskussionen“ auslöste, „die in der deutschen Sozialwissenschaft nach 1945 überhaupt durchgeführt wurden“ (1961, 350), stellte er sich diese Frage auch selbst, und zwar mehrmals und über Jahre hinweg. Schelsky definiert als Aufgabe der Soziologie das „deskriptive Begreifen der Gesellschaft“ (1961, 368, cf. Kneer 1997 und 2001). Diese deskriptive Absicht unterschiebt er nun auch Marx. Dieser habe mit der „dualistischen“ Klassenlehre eine „totale, alles umfassende Struktur“ darstellen wollen, die sich in „allen [! ...] sozialen Lebenserscheinungen“ der Klassenangehörigen dokumentiere (1961, 358). Marx' Aussagen über ökonomische Klassen wer-

149 Cf. Kracauer 1929, Grünberg 1932, Croner 1954, Bell 1975, Laclau 1977, Speier 1977, Haupt 1998. Heute ist eher der Begriff „Dienstleistung“ gebräuchlich, was Ähnliches meint. Spekulieren ließe sich, ob die Quote der Bediensteten (Dienstboten oder -leister) Index einer hohen Ausbeutungsrate sein könnte (das Kapital hat Geld übrig und bezahlt auch unproduktive Arbeit, Arbeitslose hingegen müssen solch niedere Dienste annehmen): 1861 gab es recht viele (MEW 23, 469; cf. 207), 1951 nur wenige (Bottomore 1967, 45 f.), Mitte der 1990er Jahre sprach man wieder von der „Dienstleistungsgesellschaft“ (Kneer 1997; cf. Ringer 1969, 204).

150 Stationen des theoretischen Abschieds von der „Klasse“ waren Geiger 1949, Dahrendorf 1957, Schelsky 1961, Bergmann 1969, Offe 1972a, Beck 1983, Hradil 1987, 2001; cf. Ritsert 1998, 88 ff. („Die fünffache Abschaffung der Klassen durch die deutsche Soziologie der Nachkriegszeit“), Diettrich 1999, 21 ff. („Vom Verschwinden der Klassen- und Schichtanalyse in der deutschen Soziologie“). Für den englischen Sprachraum Gubbay 1997, Milner 1999.

tet Schelsky als soziologische *Beschreibung* eines konkreten Gesellschaftszustandes. So unterschiebt er Marx das Ziel der zeitgenössischen Soziologie (was die marxistische Soziologie vielleicht nahe legte, Fn. 24, 114). Dies treibt die Phänomenalisierung der Marx'schen Theorie, die schon bei Bernstein und Weber begegnete, auf die Spitze. Dabei hatte Schelsky es einmal besser gewusst: fünf Jahre zuvor schrieb er noch, Marx habe auch andere Klassen gekannt und gerade keine „diagnostische Feststellung“, sondern ein „Entwicklungsgesetz“ liefern wollen (1956, 334). Doch auch ein „Entwicklungsgesetz“ muss für Schelsky irgendwann vollständig realisiert sein; er kann sich Marx' Denken in wirkenden Wesenkräften und einem irreduzibel anarchischen Tumult auf der „Oberfläche“ nicht anders vorstellen als eine Darstellung *auf Raten*. Selbst dieses Zugeständnis schien ihm 1961 aber zu weit zu gehen – hier bleibt es bei der wissentlich zu-rechtgestellten Unterschiebung einer Deskriptionsabsicht, gerade bei den offensichtlich polemischen Stellen aus dem Kommunistischen Manifest (Fn. 110).

Diese vorgebliche „Beschreibung“ von Marx wird nun radikal historisiert, ganz wie es schon Schelskys Lehrer Freyer tat: Marx wird zu einem „Denker des 19. Jahrhunderts“.<sup>151</sup> Er habe in diesem zwar recht gehabt,<sup>152</sup> aber eben *nur* in diesem. Aufgrund fundamentaler sozialer Strukturveränderungen gelte seine Theorie „heute nicht mehr“ (diese seit Freyer in der Soziologie beliebte Figur hat Wurzeln bei Hilferding und Lenin; 2.2.6). Unterstellt wird, „dass die Klassenlehre eine geschichtlich eindeutige soziale Wirklichkeit bezeichnet“ (1961, 360):

„Diese industrielle Klassengesellschaft *gab es einmal*, und es besteht kein Zweifel, dass auch unsere deutsche Gesellschaft im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr diesen Klassencharakter annahm“ (Schelsky 1956, 334; Hvg. CH). „Dass ‚die ganze Gesellschaft sich [...] in zwei feindliche .. Klassen spaltet‘ (Marx) *hat es einmal [...] gegeben*“ (Schelsky 1961, 360; Hvg. CH).

Diese Unterstellung ist verfehlt: einen solchen Zustand, eine „allumfassende“ Klassenzeiteilung hat es auch zu Marxens Zeiten nicht gegeben, und es war nicht Marxens Absicht, eine solche „Beschreibung“ zu liefern. Der Marx'schen „Klassentheorie“ lässt sich nur dies entnehmen (s.o.): die kapitalistische Produktionsweise breitet sich weltweit immer weiter aus. Ihr ist eine starke Ökonomisierung aller Lebensbereiche immanent. Innerhalb ihrer Logik gibt es nur zwei Möglichkeiten: wer nicht Eigentümer an Produktionsmitteln oder von Vermögen ist, ist irgendwann gezwungen, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Immer weitere Bevölkerungsgruppen erfahren dies am eigenen Leibe. Beschrieb Marx

151 Freyer 1930, 306 ff.; 1931a, cf. Remmers 1994, 72 ff.; zu Schelskys Verhältnis zu Freyer vgl. G. Schäfer 1999, Rehberg 1999. Die Historisierung könnte ein Grund sein, warum Schelsky das Zugeständnis an Marx fallen ließ: eine als Erwartung gedeutete Theorie lässt sich weniger elegant historisieren als eine Beschreibung. Schon der sprachliche Ausdruck versagt dabei (es war real, dass Marx meinte, es würde demnächst geschehen).

152 Schelsky nennt die Analyse von Marx implizit „richtig“ (1961, 390), obwohl er Marx zugleich Idealismus, Theologismus und Reduktionismus vorwirft (359).



nun bestimmte Abschnitte einer gesellschaftlichen Entwicklung, so ging er zwar heuristisch von diesem basalen ökonomischen Strukturprinzip aus, ohne aber je zu behaupten, dass es nur diese zwei Klassen gibt, die sich noch dazu als „in sich homogene“ gegenüberstehen.<sup>153</sup> Die grundlegende ökonomische Schicht der Marx'schen Theorie, ihr Herzstück, bleibt auch bei Schelsky außen vor.<sup>154</sup>

Die Unterstellung, an der bei Schelsky alles hängt, ist die, dass die Gesellschaftsstrukturen sich inzwischen *von Grund auf* verändert haben, und daher die Marx'sche Theorie heute „nicht mehr“ (355) zutreffe („Überwindung der Klassenstruktur“, 326, 337 – eine Wendung von Freyer 1930, 306). Dafür gibt Schelsky allerlei an: die Verbesserung der Lage der Arbeiter und gegenläufig die Deklassierung der Heimatvertriebenen (327), den „universalen Konsum“ (328) und „einheitlichen Lebensstil“ (336), die Sozial- und Steuerpolitik (336) sowie die „Konvergenz der Sozialwissenschaften“ (337), nicht mehr davon zu reden – bei den „besten Leuten“ aus Forschung und Politik sei sie schon lange diskreditiert, wie Schelsky mit Schumpeter sagt (352).<sup>155</sup> All dies sind zunächst *Beobachtungen*, die damals zutreffend gewesen sein mögen. Als Argumente gegen die Klassentheorie taugen sie jedoch nicht. Sie haben den Status dessen, was Marx „unendliche Variationen und Abstufungen in der Erscheinung“ nannte (MEW 25, 800). Um die Klassentheorie zu „überwinden“ ist mehr zu tun als nur Meinungen aufzuzählen. Auf die Ebene der Theorie begibt sich Schelsky jedoch nicht. Wenn er sagt, „der Soziologe“ könne soziale Veränderungen nur „auf der Bewusstseins-ebene der unmittelbar Handelnden analysieren“ (370), so gibt das die Methodik Max Webers wieder, der er sich bedient. Für die Klassentheorie heißt das, dass über sie primär in Kategorien des Gefühls („das Gefühl, nicht mehr ganz unten zu sein“, 328, 337; 343) und des „Bewusstseins“ (329, 336, 354) befunden wird. Diese liegen allerdings auf einer anderen Ebene als der von Marx.

Für die Behauptung, es liege eine „ganz andere“ Wirklichkeit (338) vor, liefert Schelsky keine *materialen* Argumente. Er kommt aber auch mit der modernen subjektivistischen Soziologie ins Gehege, auf die er sich eigentlich stützen

153 „„Klasse‘ ist für Marx eine sozial homogene Gesellschaftsverfassung in sich“ (Schelsky 1961, 359). Dagegen Marx 1850: „der Kampf des industriellen Lohnarbeiters gegen den industriellen Bourgeois ist in Frankreich ein partielles Faktum, das [...] um so weniger den nationalen Inhalt der Revolution abgeben konnte, als der Kampf gegen die untergeordneten Exploitationsweisen des Kapitals, des Bauern gegen den Wucher und die Hypothek, des Kleinbürgers gegen den Großhändler, Bankier und Fabrikanten, mit einem Worte, gegen den Bankerott, noch eingehüllt war in die allgemeine Erhebung gegen die Finanzaristokratie“ (MEW 7, 20).

154 Schelsky selbst meint, sogar „bewusst“ (1961, 350).

155 Cf. Weber 1922a, 167; cf. Fn. 130. Ein magisches Denken: die theoretische Rede über einen Gegenstand wird zum Indikator des Zustands des Gegenstandes selber. Das „Klassenbewusstsein“ sei erst durch die Theorie erzeugt worden (370) und werde, vor allem von Großorganisationen („Massenorganisationen der Daseinsfürsorge“) und den eigentlich funktionslosen Intellektuellen, wider den Augenschein aufrechterhalten (398 f., 414 – man bemerke die implizite Dämonisierung theoretischer Gegner). Schelsky hält diese Position allerdings nicht durch (cf. Fn. 168).

will: damalige soziologische Umfragen zeigten nämlich, dass viele Arbeiter noch immer Klassenbegriffe gebrauchten (338, 357; nach Popitz 1957a u.a.). Daher muss Schelsky das „Sozialbewusstsein“ (354), mit welchem er die Klassengesellschaft als überwunden aufzeigen wollte, *selbst* noch überwinden. Er tut dies, indem er es zur Altlast erklärt, die noch aus den überwundenen Zeiten der Klassenherrschaft komme, und nur von zweifelhaften Institutionen und Personen noch aufrechterhalten werde. Die These des totalen Wandels wird dadurch nicht materialhaltiger. Vielmehr muss sich Schelsky von der subjektivistischen Soziologie, die ja immerhin reale Stimmungen und Meinungen aufzeigt (wofür er das Wort „Meinungsideologie“ kreiert, 369, 390), zurückziehen auf eine spekulative *Sozialpsychologie*. Der Gegenstand liegt somit weder im Objekt noch im Subjekt, sondern im sozialen Unterbewusstsein. Das ist eine recht beliebige soziologische Behauptungsebenen (cf. Jameson 1993; Assmann 1999). Schelsky führt verschiedene Gründe an, warum „neue soziale Wirklichkeiten noch unter alten sozialen Begriffen verstanden“ werden (338), etwa eine „Zeremonialisierung“ (340, 367), oder weil „tiefverwurzelte menschliche Grundantriebe“ (330) auch in einer dynamischen Gesellschaft noch dazu zwingen, sich „statischen Rangordnungen“ zu unterwerfen (343, 329). Material belegt hat er seine These damit noch immer nicht. Um ihrer willen hat er nur eine gewagte sozialpsychologische Konstruktion erdacht und sich zudem in Inkonsistenzen verwickelt.<sup>156</sup>

Eine *reale* Nivellierung gab es zu keinem Zeitpunkt.<sup>157</sup> Doch selbst wenn der Momentanzustand einer „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (328) einmal vorgelegen hätte, hätte dies über die Klassentheorie wenig ausgesagt – in einer ökonomischen Analyse wären möglicherweise noch immer dahinter wirkende Kräfte freizulegen gewesen. Über diese aber lassen sich mit einer Analyse, die nur einen Momentanzustand oder einen kleinen Zeitraum erfasst, die sich dabei vorwiegend auf subjektive Einschätzungen stützt und nur die Sphäre des Marktes, nicht aber die der Produktion betrachtet oder sich gar völlig auf außerökonomische Faktoren beschränkt, nur sehr begrenzt Aussagen treffen.

156 Schelskys Behauptungen schwanken: Er sagt, es gab einmal eine Klassengesellschaft (1979, 334, 360), zugleich aber ist ‚Klasse‘ „sowieso nur eine geistige Synthese“ (360). Die Klassendiskussion sei eine „rein akademische Angelegenheit“ (352), doch zugleich ist in der Gesellschaft ein „Klassenbewusstsein weitgehend vorhanden“ (361). Erneut wird zwischen Theorie und Wirklichkeit nicht unterschieden. Die Marxwiderlegung wird zur Obsession. Eine solche führt zu überschießenden Ketten von Beteuerungen, die sich gegenseitig neutralisieren (etwa: ‚ich habe nie einen Kuchen gesehen‘, ‚ich habe den Schokoladenkuchen nicht gegessen‘, ‚ich habe ihn nicht allein gegessen‘).

157 „Angesichts der erheblichen Differenzierungen der Einkommens- und noch stärker der Vermögensverteilung, von Unterschieden in der Lebenshaltung, Wohnsituation und Erwerbslage erscheint inzwischen die von H. Schelsky 1950 formulierte These von der Tendenz zur Nivellierung [...] historisch überholt“. Vielmehr „gliedert objektiv die Verteilung des Produktivvermögens die Gesellschaft in die kleine Gruppe der Besitzenden und die große Zahl der Nichtbesitzenden“ (Rytlewski 1979, 115, cf. Greffrath 1976). Andere Sozialstatistiken sprechen ähnlich (Fn. 184).

Die Behauptung einer „Überwindung der Klassengegensätze in einer sozialen Nivellierung“ (Schelsky 1956, 337) schließt Oberfläche und Wesen, Beobachtung und Theorie unzulässig miteinander kurz. Eine Analyse, die sich ökonomischer Untersuchungen enthält, kann ökonomische Aussagen schlecht widerlegen. Es stellt sich daher die Frage, was Schelskys Kampf gegen die Klassentheorie und seine immer neu ansetzende Behauptung einer neuen, übergegensätzlichen Wirklichkeit eigentlich *motiviert* hat. Es hat etwas mit dem speziellen deutschen „Schmelztiegel der Klassengesellschaft“ (Geiger 1949) zu tun – mit dem Nationalsozialismus. Diesen nennt Schelsky stets nur am Rande, er thematisiert und theoretisiert ihn nicht, obwohl er gerade ihm eine große Erklärungsmacht zubilligt: In einer biographischen Einleitung behauptet Schelsky, dass *dieser* die große Wandlung von der klassengespaltenen zur nivellierten Gesellschaft vollzogen habe. Er meint näherhin, „dass die sozialen Wandlungen, die der Nationalsozialismus, der Krieg und die Kriegsfolgen in unserer Gesellschaft hervorgerufen haben, so umwälzend waren, dass sie sowieso ganze soziologische Bibliotheken hatten zur Makulatur werden lassen“ (Schelsky 1979, 12).

1953 und 1956 nennt er nur von fern die Deklassierungen der „Heimatvertriebenen“ (327, 336), die durch den „Zusammenbruch“ bedingt sei (400), sowie den „Aufstieg der technischen, kaufmännischen und Verwaltungs-Angestellten“ (336), ohne zu fragen, wie diese so plötzlich haben aufsteigen können. 1961 bewertet er die „Idee der Volksgemeinschaft“ deutlicher als „unverkennbar egalitär“ (375).<sup>158</sup> Die alte Bewunderung eines langjährigen Mitkämpfers (11) vermischt sich mit einer versteckten Apologie des öffentlich angeklagten Täters.<sup>159</sup> Doch was er persönlich dem Nationalsozialismus nebst seiner Folgeschäden zugesteht, stellt er *soziologisch* in einen größeren Zusammenhang. Das entlastet den Nationalsozialismus (und so ihn selbst) moralisch:

„Das Aufkommen [...] nationalistischer Ideen [...] entspringt [...] Veränderungen der Sozialstruktur, insbesondere der wachsenden Bedeutung eines ‚neuen Mittelstandes‘ [...] Diese soziale Entwicklung muss eher als Voraussetzung der Herrschaft des nationalsozialistischen Systems verstanden werden denn als deren Folge“ (Schelsky, 352).

Hier dreht er sich im Kreis. Die soziale Wandlung, die der Nationalsozialismus verursacht haben soll, bildet nun wieder seine Voraussetzung. Das nimmt ihm

158 1955 sagt Schelsky unverhohlener, dass „der Nationalsozialismus, der Krieg, der Zusammenbruch und die Politik der Besatzungsmächte in immer stärkerer Gewalt und Radikalität das Sozialgefüge veränderten, umschichteten und auf die Gleise neuer, unumkehrbarer [...] Entwicklungen stießen“ (1979, 412, vgl. 12, 399).

159 „Jede ‚Bewegung‘ wird in sich selber konservativ, und selbst [...] Kommunismus oder Nationalsozialismus wären in unserer Gesellschaft nur noch als Restaurationsbemühungen denkbar“ (417). Schelsky beklagte das „dem Soziologen unterstellte, oft im gleichen Atemzug als ‚Engagement‘ zugemutete politische Wollen“ (370, s.o., Fn. 146). Obwohl er sonst die Ideen ontologisch vorordnet (Fn. 155), lehnt er in diesem Fall die Verantwortung der Ideengeber für eine solche Entwicklung ab. Das verübelte ihm König (1980, 189; 1987, 345).

zwar die Ehre, die große Wandlung allein vollbracht zu haben, verleiht ihm aber retrospektiv eine demokratische Legitimation.<sup>160</sup> Einerlei, ob der Nationalsozialismus die Veränderung oder jene ihn hervorgebracht haben soll – dass die Klassen im Dritten Reich verschwunden wären, lässt sich so oder so nicht behaupten.<sup>161</sup> Feststellen lässt sich nur, dass darüber nicht mehr *gesprochen* wurde. Auch wenn Schelsky (252) es abstreitet: Das akademische „Verschwinden der Klassenanalyse“ hat auch reale Hintergründe, nur dass diese weniger die Gegensätze der Theorie, sondern eher ihre Subjekte, die Sozialwissenschaftler selbst betreffen.<sup>162</sup> Noch die nachträgliche Kritik an den sozialpolitischen Maßnahmen des Dritten Reiches geht daran vorbei, dass eine „Volksgemeinschaft“ weder sozial noch ökonomisch, sondern nur symbolisch erreicht wurde.<sup>163</sup> Eine „Gemeinschaft des Volkes“ (Heidegger 1927, 284) wurde nicht durch „Volkswohlstand“ (Schelsky 1956, 346) oder Volkswagen erreicht (der kam nicht dem Volk, sondern der Front zugute), sondern am ehesten durch Heinz Rühmann.

Sie wurde *inszeniert* (Ehalt 1996). Der sich ideologisch antimodern gebende Nationalsozialismus war ästhetisch durchaus modern. Er setzte erstmals massiv moderne Massenmedien ein: Ob bei der Rolle der Parteizeitungen und des Medienzars Hugenberg für die „Machtergreifung“, der Stabilisierung der Herrschaft durch Volksempfänger und Wochenschau, Riefenstahls Inszenierungen der Parteitage für das Kino oder bei Durchhalteprojekten wie dem Film „Kolberg“: man ging so souverän mit den neuen Medien um, dass sogar das Ausland fasziniert war.<sup>164</sup> Nicht nur durch Terror, auch mittels seiner Ästhetik erfasste der Nationalsozialismus breite Bevölkerungsschichten – durchaus nicht immer in der rück-

160 „Die Verwaltung totalitärer Staaten, die unzeitgemäße Volksteile der Ausrottung zuführt, ist bloß der Nachrichter längst gefällter ökonomischer Verdikte“ (Horkheimer 1947, 230/GS 5, 237).

161 Zwar gab es eine „Sozialpolitik“ (DAF, KDF etc.), die sich um eine Einbindung der Arbeiter bemühte (Mason 1977, Recker 1985, Lauermaun 1998). Doch sie hat die Klassegegensätze keineswegs aufgehoben. Als erste Maßnahmen wurden 1933 die Gewerkschaften zerschlagen und die Löhne gesenkt. Dass einige Menschen schnell „aufsteigen“ konnten, lag an der Hierarchie in Partei und Armee und den Arisierungen jüdischen Besitzes (cf. Neumann 1942, Hennig 1976, Caplan 1995). Von Kriegsverlusten abgesehen, kamen Kapital und Arbeit wenig verändert aus dem Krieg; die „Restauration“ kam sehr bald (Huster 1972, cf. Schelsky 1979, 410 ff.).

162 „Diese Sonderentwicklung der Soziologie in Deutschland hat eine politische Geschichte: [...] Klassentheorie, schon in der Weimarer Republik von einer Mehrheit der Soziologen abgelehnt, wurde im Dritten Reich aus dem Sprachgebrauch verbannt. Wirtschaftswunder und Sozialpartnerschaft lösten die Volksgemeinschaft der Nationalsozialisten ab. Im kalten Krieg war jede Nähe zum Marxismus verdächtig“ (Dietrich 1999, 11).

163 Die Nationalsozialisten herrschten nicht *wegen* ihrer Sozialpolitik (Fn. 19, Fn. 161; siehe allerdings Aly 2005). Das für alle spürbarste Herrschaftselement war wohl die sanft erzwungene Partizipation durch die Partei (Neumann 1942, Reibel 2002).

164 Nicht nur über die Olympiade (H. Schäfer 1981, 121; Fest 1973, 513, 700, zum Einsatz der Medien Hofmann 1988, Donner 1995, Dröge 1995, Welzer 1995, Hanna-Daoud 1996, Ohr 1997).

wärtigen Variante von Alfred Rosenberg und den Fackelaufmärschen. Es ist eine solch ästhetische Synthesis, auf die Schelsky in der frühen Bundesrepublik noch immer abzielt – symptomatisch ist das Wort „Uniformierung“ im Zusammenhang mit dem Massenkonsum (328, 337). Nach dieser ästhetischen Synthesis „sehnt“ er sich zurück.<sup>165</sup> Die konstatierte „Überwindung der Klassenstruktur“ war allerdings vor wie nach 1945 nur ein „schöner Schein“ (Reichel 1991).<sup>166</sup> Schelsky aber nimmt sie für bare Münze. Dass man sich von einem solchen blenden lassen *wollte*, hatte Schelsky in dem eingangs zitierten Satz über das „Bedürfnis der Epoche“ (1959, 22) bereits zu erkennen gegeben.

Über die „Anti-Klassentheorien“ (354) dieses „Anti-Soziologen“ (Schelsky 1981) ist damit alles gesagt; der eigentliche *Gegenstand* der Marx’schen Klassentheorien wird an keiner Stelle berührt.<sup>167</sup> Doch ist diese Marxvermeidung auch systematisch interessant, denn sie hat symptomatischen Charakter. Sie enthält nicht nur einen Standpunkt zum Verhältnis von *Theorie und Praxis*, von Wissenschaft und Politik in der Sozialwissenschaft, sondern sie versteht sich gegenüber Webers versteckter Werthaltung seiner Wissenschaft wieder offen als normative Theorie – als „indirekte Morallehre“.<sup>168</sup> Denn obwohl Schelsky am

165 „Vergessen wir nicht, dass auch die Weimarer Republik an [...] zu schroff betonten Klassenkonflikten gelitten hat und dass sich eine totalitäre Bewegung [...] in den Steigbügeln einer weitverbreiteten Sehnsucht zur Überwindung des Klassenkonfliktes in den Sattel [...] geschwungen hat“ (Schelsky 1961, 348, Hvg. CH). Diese „Sehnsucht“ teilt er noch immer (cf. 326, 337, 361 etc.); ihm fehlt 1956 ein „Gefühl der Ordnung“ (343).

166 Wie jeder Schein, hat auch dieser ein *fundamentum in re* – etwa in den staatlichen Medienanstalten, die in den 1950er Jahren die einzigen Anbieter der neuen Massenmedien waren. Für das Fernsehprogramm hat Schelsky also recht – alle sahen dasselbe. Dass dies nicht selbstverständlich ist, wird erst nachträglich klar. Die Medienlandschaft bildet heute deutlich Klassendifferenzen ab, vom sog. „Unterschichtenfernsehen“ (Harald Schmidt) bis zu anspruchsvollen Theaterverfilmungen für die gehobeneren Schichten. Wird „König Fußball“ nicht darum so hoch gehandelt, weil er als das einzig verbliebene klassenübergreifende Fernsehereignis gilt?

167 Dies gilt auch für Dahrendorf 1957, der die Klassentheorie als eine Theorie der „Herrschaft“ deutet und damit dem zeitgemäßen „Primat der Politik“ aufsitzt, für Popitz 1957, der „Klasse“ als eine Unterscheidung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit deutet (vgl. Sohn Rethel 1972) etc. Einige „Anti-Klassentheorien“ kritisiert Schelsky selbst, etwa die „bei Dahrendorf zuweilen deutlich werdende Enttäuschung, dass keine der neueren Theorien der Sozialstruktur die Klassentheorie als ganze widerlegt habe“ (Schelsky 1961, 359).

168 Das Klassenbewusstsein der Arbeiter wird auf eine unerwartete Langlebigkeit der sozialistischen Ideologie (365f.), auf das Orientierungsbedürfnis nachwachsender Soziologen (354 f.) und auf den Einfluss „großer Organisationen“ (414) zurückgeführt. Obwohl es also „nur“ ein Überbleibsel und eine Einflüsterung der Intellektuellen sein soll, wird an anderer Stelle gesagt, es sei immer so, dass „wissenschaftlich-analytische Erkenntnisse in unmittelbares Sozialbewusstsein“ absänken (369 f.). Wenn die Klasse, die es nach eigenen Angaben einmal gab (334, 360), dennoch „nur eine geistige Synthese war“ (360), dann scheint es in der Macht des Sozialwissenschaftlers zu stehen, seine soziale Umwelt via „self-fulfilling-prophecy“ (390) nach Belieben zu beeinflussen (dahinter steht – bei Freyer – ein veritabler

Ende zur selben Fragestellung kommt wie die klassische Ökonomie,<sup>169</sup> blockt er ökonomische Fragestellungen mit der Unterstellung ab, alles sei nun ganz anders. Stattdessen gipfeln seine Aufsätze regelmäßig in moralischen Appellen: „Darum geht es hier nicht. Sondern es geht um den moralischen Appell“ (1956, 348).

Des Soziologen „Aufgabe, unser wahres Bildungsbemühen sollte [!] in der Mitwirkung an den Vorgängen und Versuchen gesehen werden, in denen der einzelne heute seine eigene einmalige und unverwechselbare soziale Wirklichkeit als Person<sup>170</sup> sich wiederherzustellen bemüht; sollte [!] in der Teilnahme an der Sorge um den Bestand und die Lauterkeit der kleinen Gruppe, der persönlichen menschlichen Beziehungen in Ehe, Familie, Freundschaft, Kollegialität, Berufsgemeinschaft usw. bestehen“ (1979, 409).

Dies sind keine Schulungen für angehende Pädagogen, sondern theoretische Abhandlungen. Hier liegt eine veritable Ethisierung sowie Ästhetisierung der soziologischen Theorie vor.<sup>171</sup> Ethik dient hier nicht mehr als *nachträglicher* Ersatz für eine verlorengegangene Ökonomie wie bei Bernstein, sondern als eine *aktive* Ersetzung derselben. Damit hat sich die Beobachtung, die marxophobe deutsche Soziologie tendiere in Richtung eines Dualismus, der einen technoiden Unterbau (Schelsky 1979, 99 ff.; 449 ff.) durch eine „Ethik“ ergänze und im Extremfall ersetze, am ausgewählten Material bestätigen lassen. Diese Ethisierung des Denkens über Gesellschaft ist bis in die Gegenwart weiter zu verfolgen (Kapitel 3).

## Klassen bei Luhmann

Niklas Luhmann, der als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Soziologen gehandelt wird, hat zur Frage der Klassengesellschaft so gut wie nichts mehr zu sagen. Er begnügte sich zuletzt damit, die umlaufenden Theoreme zu erfassen (Luhmann 1998, 1055 ff.). Diese „Semantik“ – mehr ist es für ihn nicht – gehöre

---

Nihilismus, 2.5.1). Nur kann man dies falsch oder richtig machen. Dies wird von Schelsky politisch bewertet (die Klassentheoretiker machen es für ihn offensichtlich falsch). Über diese Bewertung kommt nun ex machina die Ethik ins Spiel. Schelsky schrieb im Vorwort zu Riesmann 1957: „das Höchste, was die Soziologie [...] zu erreichen vermag, ist nur eine indirekte Morallehre“ (19). Jonas 1968 II, 251 bemerkt nicht, dass Schelsky das durchaus affirmativ meint – er wiederholt es 1965 emphatisch (Schelsky 1979, 16). Man muss nur unterscheiden lernen zwischen dem falschen „Moralismus“ (Schelsky 1959, 108; 1975) und der richtigen Morallehre, wie sie Schelsky vertritt (cf. 4.4, Fn. 41).

169 „Unsere Gesellschaftsverfassung ist bestimmt durch die Verteilung des Wohlstandes“ (Schelsky 1956, 346 – the Wealth of Nations, Smith 1776). Er stellt sogar fest, dass „ökonomische Verteilungskonflikte dominieren“ (1961, 384).

170 Schelsky spricht bereits als Anti-Soziologe. Die als realitätsarm gezeichnete soziale Welt wird entwertet. Schon Scheler hatte in der Soziologie Max Webers die „Tiefe“ der „Person“ vermisst (Jonas 1968 II, 215).

171 Den ästhetizistischen Wunsch, in der Wissenschaft „Erfahrungen erster Hand“ (Gehlen) zu provozieren (Schelsky 1979, 408, cf. Üner 1994), hätte der postmoderne Theoriepop nicht besser formulieren können, geht es doch auch ihm um Ästhetik der Existenz und (Selbst-)Inszenierungen. Von einer „Ethisierung des Klassenkampfes“ sprach bereits Max Weber (1894, 80 f.; s.u., Fn. 129).

nach „Alteuropa“, was bedeuten soll, dass sie nur noch musealen Wert habe. Er verweist stattdessen auf die gängige „Ungleichheitsforschung“, die bestehende Ungleichverteilungen statistisch erfasst.<sup>172</sup> Wichtig an Luhmann ist daher nicht das wenige, was er über die Klassen sagt, sondern die Begründung dafür, *warum* er so wenig zu sagen hat. Luhmann hat ein derzeit für gültig erachtetes Metanarrativ verfasst, mit dem die Rede von Klassen in der Soziologie weiterhin als „heute nicht mehr“ zeitgemäß bezeichnet werden kann. Allerdings ist dieses Narrativ keine *soziologische* Theorie. In Luhmann kulminiert die deutsche Philosophisierung der Soziologie.<sup>173</sup> Luhmann hat im doppelten Sinne eine Systemphilosophie hinterlassen, die an Seitenzahl, Hermetik der Sprache und vom Strickmuster her nur mit derjenigen Hegels zu vergleichen ist. Die Behandlung dieses Systems ist darum erst im nächsten Kapitel sinnvoll (2.5.6).

Die Frage ist allerdings, ob mit der Neuformulierung auf allerhöchster Abstraktionsebene<sup>174</sup> auch schon etwas inhaltliches zu Einzelproblemen ausgesagt ist. Luhmann schien dies vorauszusetzen, wie sonst wollte er über Wirtschaft, Recht, Kunst und Religion ganze Bücher schreiben, ohne eigene Erhebungen zu machen? Die abstrakten Neuformulierungen beanspruchen kurzschlüssig, zugleich auch reale Prozesse wie die „Ausdifferenzierung von Systemen“ zu erfassen (1984, 25). Erneut wird idealistisch vorausgesetzt, dass die Form ihren Inhalt selbst erzeugt, oder diesem zumindest per se entspricht.<sup>175</sup> Mit Marx kann man dem allerdings nicht blindlings folgen, sondern muss auf die Suche nach Argumenten gehen, mit denen Luhmann belegt, *warum* man „die Semantik von Kapital und Arbeit verabschieden muss“ (1986, 170) – und damit auch die der „sozialen Klassen“ (1985). Es gibt hier kaum neue Gehalte. Inhaltlich wiederholt Luhmann vielmehr Punkt für Punkt seinen Bielefelder Lehrstuhlvorgänger Schelsky, allerdings ohne ihn zu nennen.

172 Vgl. Goldthorpe 1985, Kreckel 1983, 1992, Hradil 1987, 2001, zur Kritik Diettrich 1999. „Niemand wird fortbestehende Verteilungsprobleme bestreiten. Niemand wird bestreiten, dass Arbeiter eine organisierte Vertretung ihrer Interessen benötigen“ (Luhmann 1986, 171). Warum dann noch die Marx'sche Theorie ausblenden? Luhmann diagnostiziert sogar einen Fall der Profitrate: „Das Verhältnis von Umsatz und Eigenkapital wird immer riskanter“ (167). Die Unterscheidung von „Kampfsemantik“ und Theorie ist als Selbstbeschreibung zu deuten (hier wird seine eigene Theorie selbstreferentiell). Er selbst führt einen „semantischen“ Kampf um eine politische Neucodierung.

173 Eine „Verweltanschaulichung“ (K. Müller 1996, 41; Schwinn 2001; 2.5.6, Fn. 254).

174 „Diese Darstellung erzwingt eine Darstellung in ungewöhnlicher Abstraktionslage. Der Flug muss über den Wolken stattfinden“ (Luhmann 1984, 12 f.; vgl. 2.5.7).

175 Grimm 1974, Sens 1979 und andere werten die soziologische Systemtheorie als Fortsetzung der apriorischen und „formalen Soziologie“ Simmels. Allerdings war Simmel noch klar, dass dies nur ‚rein‘ formal möglich ist, dass damit also über Inhalte nichts gesagt ist: „Sowohl Geometrie wie Soziologie überlassen die Erforschung der Inhalte, die sich in ihren Formen darstellen, [...] anderen Wissenschaften“ (Simmel 1908, 12; cf. Sens 1979, 21).



Wie Schelsky verkürzt Luhmann die Klassentheorie auf eine *Deskription* eines Momentanzustandes, den es einmal gegeben habe.<sup>176</sup> Der Modus von Theorie, den er der Klassentheorie dabei unterschiebt, repliziert die lebensphilosophische Reduktion von Theorie als Ausdruck einer Praxis (2.5.4). Es handele es sich um eine „Kampfsemantik“ (1986, 165), die „Sympathien organisieren“ (158) und „Veränderungserwartungen [...] stimulieren“ solle (161; 1985, 123). Heute müsse man den Klassenbegriff jedoch „konsequent historisieren“ (1985, 152) und so relativieren.<sup>177</sup> Der Grund dafür ist auch bei Luhmann die spekulative Geschichtsphilosophie der *totalen Wandlung*, die wie bei Schelsky nur vorausgesetzt und mit einigen Ausflügen in die Lebenswelt plausibilisiert wird („man frage die Hausfrauen“, 1986, 165).<sup>178</sup> Begründet wird weder sie selbst, noch die These, dass sie die „Semantik“ von Kapital und Arbeit sowie der Klassen erübrige. Es bleibt beim Hinweis darauf, dass auch *andere* Theoretiker davon nicht mehr reden (1986, 152). Damit schließt er wie Schelsky idealistisch aus dem vorgefundenen Denken auf die soziale Realität.<sup>179</sup>

176 Luhmann meint wie Freyer, dass der Klassenbegriff „bestimmten Gesellschaften“ entsprach (1985, 150; eine „relative historische Übereinstimmung von Idee und Realität“, 1986, 163).

177 Die lebensphilosophische Identitätssetzung von Theorie und Praxis verwickelt Luhmann in denselben Widerspruch wie Schelsky: zwar „werden Ideen zur gesellschaftlichen Realität“ (1986, 170). Insofern haben sie eine konstruktive Macht, die dazu führte, dass die Klassentheorie einmal stimmte (163). Dass sie aber „heute nicht mehr“ stimmen soll (171), kann Luhmann nur suggerieren – unter Anleihen an Aussagen über die Gesellschaft und ihre „Großprobleme“ (171). Diese setzen eine Gesellschaftstheorie voraus, die er aber selbst nicht gibt, und die er für obsolet oder nicht vorhanden ausgibt („Die folgenden Untersuchungen [...] bieten [...] keine Gesellschaftstheorie“, 1984, 18. „Wir kennen diese Gesellschaft nicht“, 1987, 134. „Es fehlt uns eine Theorie der Gesellschaft, selbst die Konturen sind nicht sichtbar“, 1989, 435. „Die Soziologie hat [...] keine auch nur einigermaßen zureichende Gesellschaftstheorie vorlegen können“, 1998, 17; vgl. dazu auch Schwinn 2001).

178 „Nun ist diese Situation aber nicht mehr unsere“ (1985, 152), denn: „Das Gesellschaftssystem hat sich [...] inzwischen auf funktionale Differenzierung umgestellt“ (149). „Diese Situation hat sich entscheidend gewandelt“, und zwar – wie bei Habermas – durch „Staatsintervention“ (1986, 163). Obwohl Luhmann Ungleichheiten nicht wegleugnen will, tut er am Ende genau dies: sein Theoriemodell der „funktionalen Differenzierung“, das er hier keineswegs begründet, werde durch die Schichtung „konterkariert“ (119). Ob eine Terminologie wie die der Klassen „angemessen“ ist (1986, 170), kann nur eine herkömmliche Theorie entscheiden, nicht eine politische Dezision oder ein Werturteil. Das hängt die Bedeutung der Systemtheorie tiefer – sie verhält sich parasitär zu anderen Theorien, deren Ergebnisse sie lediglich aufbereitet; alteuropäisch gesagt: deren Inhalten sie eine neue „Form“ gibt. Im Falle der Wirtschaft ist diese Wirtstheorie klar die Neoklassik. Deren klassenloses, preisgesteuertes System, das keine Produktion kennt und keine Steuerung verträgt, kleidet Luhmann 1988 in das Gewand seiner technischen „Supertheorie“.

179 Dabei schließen die anderen Theoretiker ihn selbst (1985) ein. Seine Theorie erlaubt schließlich Selbstreferenzen. Er suggeriert, erst der Theoretiker Marx habe den Klassenkampf erzeugt, indem er ein Dreierschema zu einem Zweierschema transformiert habe: „Je nachdem also, ob man ein Zweier- oder ein Dreierschema

Zugrunde liegt aber nur eine *bestimmte* Theorie: die ideologische Aufteilung der Welt in normfreie Funktionen und funktionslose Normen aus der Neoklassik.<sup>180</sup> Auf die Marx'sche Theorie geht Luhmann nicht ein. Dies führt, wie bei so vielen anderen auch, zur Übernahme höchst konventioneller Marxkritiken.<sup>181</sup>

Auch die „neue“ Epoche kennzeichnet Luhmann ähnlich wie Schelsky: ausschlaggebend für soziale Differenzierungen sei „heute“ der *Konsum* (165). So richtig das ist, wenn man die unmittelbare Oberfläche der Gesellschaft beschreiben will („ob man in einem ererbten Haus wohnt oder mieten muss“, 165), so unterschlägt der Differenztheoretiker Luhmann damit doch die grundlegende Differenz innerhalb des Konsums, nämlich die Frage, woraus ich ihn bestreite: aus dem Lohn, aus einer „Kapitalrente“ (Profit, Zins und Rente), oder aus Umverteilungen. Diese überaus handgreifliche und für die Gesellschaftstheorie sehr weitreichende Unterscheidung bleibt für den sonst für Unterscheidungen so offenen

---

zu Grunde legt“ (1985, 124), ergeben sich andere Konstellationen. Und nach Marx sah es so aus: „Die Einheit, auf die hin das Individuum seine Individualität als Allgemeines projizieren kann, ist dann nur noch [durch diese theoretische Operation, CH] seine Klasse [...] im Konflikt mit der anderen Klasse“ (127). Luhmann geht über die sozialen Realitäten jener Zeit hinweg und missversteht Begriffsgeschichte als reale Geschichte. Dies ist noch dieselbe Reduktion von Theorie auf „Selbstausslegung einer Praxis“ wie bei Freyer, Korsch und Gramsci (2.5.1, 2.5.4).

180 „Die' Wirtschaft sei nur „an der abstrakten Differenz von Eigentum und Nichteigentum [...] interessiert“ (1998, 367). Das trifft nur die neoklassische Theorie von der Wirtschaft. Für die reale Wirtschaft zählen viele andere Faktoren: etwa der Zinssatz und vor allem die Höhe der Löhne. Luhmann wiederholt das Bild der reinen Kräfte des Marktes und der politischen Verunreinigungen: „Die Differenz von Reich und Arm wird [...] der Politik überlassen“ (1998, 367). Er will „den Faktor Arbeit [...] durch den Begriff der Codierung von Kommunikation ersetzen“ (1988, 46). Sogar das Geld wird zum „Kommunikationsmedium“. Luhmann weiß zwar schon nach einigen Seiten, wie „die Wirtschaft“ sich „reproduziert“ (58). Doch der Leser erfährt darüber nichts – die „Selbstreproduktion von Zahlungen durch Zahlungen“ (71) lässt unklar, woher das Geld kommt. Luhmann belässt es auch hier bei Umdefinitionen.

181 Übernommen wird die Unterstellung der Absicht, die Gesellschaft mit der Klassentheorie zu „beschreiben“ (1986, 157), die „Reduktion auf nur zwei Klassen“ (161 – trotz Selbstdementi, 163) und sogar die vermeintliche Verelendungstheorie (166). Es trifft nicht zu, dass nach Marx „der Kapitalist kein existentielles Risiko eingeht“ (166) – die Konkurrenz unter den Kapitalen wird von Marx vielmehr als regelrechter „Krieg“ beschrieben (MEW 6, 421 u.ö.). Auch die Ansicht, „die Rolle des Arbeiters als Konsument fügt sich diesem Schema nicht“, trifft nicht zu: In den Reproduktionsschemen behandelt Marx ausführlich die effektive Nachfrage, die sich aus Investition und Konsum (der Kapitalisten und der Arbeiter, aus dem Mehrwert und dem Lohn) zusammensetzt. Luhmann 1985 kritisiert Marx anhand der „Konfusion“ bei seinen Nachfolgern (119, 144) und fällt darauf zurück, die Klassensemantik auf die Verteilung zu beziehen – wie die Neoklassik (128). Beim Geld entgeht Luhmann, dass Marx darüber eine ausgefeilte Theorie vorgelegt hat (Luhmann 1986, 171; 1988, 230-271; siehe dagegen 2.3.5). Die Liste ließe sich fortführen. Auch Luhmann ersetzt Marx' Ökonomie durch eine andere Theorie, beurteilt diese als Beleg für eine veränderte Realität, und begründet damit dann nachträglich den Abschied von Marx – ein idealistischer Zirkel (siehe 2.3.1).

Luhmann unter einer dicken „Wolkendecke“ von Abstraktionen verborgen (cf. 1984, 13). Auch die anhaltende *Rede* von „Klassen“, die doch durch „Aufwärts- und Abwärtsbewegungen“ (1986, 163; Schelskys „Mobilität“) heute obsolet geworden sei, erklärt Luhmann wie einst Schelsky mit der Trägheit der „Legitimationsschemata der Organisationen“ (164, der „Gewerkschaften“, 165), die die „Ungerechtigkeit der Verteilung“ (1985, 152) immer noch klassentheoretisch fehlinterpretierten. Politische Orientierungen werden also nicht verhohlen, sondern treten offen als thetische Setzungen in die Theorie hinein.<sup>182</sup>

Luhmanns Theorie gerät damit in den performativen Widerspruch, dass sie selbst in dem „Klassenkampf“ steckt, den sie mit der Zauberformel „heute [...] nicht mehr“ (1986, 164) als erledigt ausgeben will. All dies geschieht auf einer argumentativ und empirisch dünnen Grundlage. Ihre Plausibilität gründet die Systemtheorie in diesem wie in anderen Punkten nicht auf eine inhaltlich-konkrete Beweisführung, sondern auf das erdrückende Meta-Narrativ, auf die „Supertheorie“ (1984, 19; siehe dazu in 2.5.6). Die Marxvermeidung ist hier wie andernorts zu einem fachlichen Konsens kristallisiert, ohne dass es dafür eine hinreichende Beweisführung gäbe, noch je gegeben hätte.

Kommen wir zu einem Zwischenfazit. Am Beispiel der Klassentheorie ließ sich in der deutschen Soziologie von Max Weber bis Luhmann eine Animosität gegenüber dem Gehalt der Marx'schen Theorie aufweisen.<sup>183</sup> Gleichwohl zeigt das vorthoretische Alltagsbewusstsein deutlich an, und zwar in zunehmendem Maße, dass wir sehr wohl in einer Klassengesellschaft leben.<sup>184</sup>

- 
- 182 „Die historische Analyse des Konzepts der sozialen Klasse impliziert auch eine Stellungnahme zu diesen Fragen“ (1985, 151). Nämlich: „Die Gewerkschaften können mit einem Kampf um Pauschalverbesserungen die wirtschaftliche Situation des Arbeiters nicht wirklich ändern“ (1986, 165). Warum? Luhmann bleibt die Antwort schuldig. Dies entspricht der radikalsozialistischen Kritik an den Gewerkschaften (cf. 168) und könnte den Klassenbegriff auch stärker machen. Diese Deutungssoffenheit („Kontingenzt“) wird nicht problematisiert, sondern durch Dezision „reduziert“. Die Parteinahme steckt schon darin, dass im Klassenbegriff selbst nur eine Parteinahme der ‚anderen‘ gesehen wird: „Der Klassenbegriff wird über die Dualisierung zum Kampfbegriff, und die theoretische Konstruktion dafür findet sich im Kapital“ (1985, 124; Marx „transformiert die Ordnungssemantik in eine Kampfsemantik, die Ständeordnung in einen Klassengegensatz“) – es sieht aus, als habe Marx die Realität aus seiner Theorie erzeugt. Der Vorwurf einer „Übersetzung theoretischer Unsicherheit in politische Opposition“ (1971a, 399) ist selbstreferentiell.
- 183 Dahrendorf berichtet, er sei von Horkheimer und Adorno, als er über Marx' Klassenbegriff promovieren wollte, mit der Bemerkung abgewiesen worden, dies sei politisch nicht opportun (Interview im Spiegel vom 2.6.2001). Er promovierte dann doch über Marx, und zwar über dessen Ethik (Dahrendorf 1953, vgl. noch 1999).

- 184 „Die Zahl der Armen wächst, und das Vermögen der Reichen auch“ (so die Frankfurter Rundschau vom 27.02.01 zum Armutsbericht der Bundesregierung). Ein anderer Artikel fordert „mehr Klassenbewusstsein“ („Unsere Klassengesellschaft“, ZEIT vom 04.01.01). Nach einer Studie des Prognos-Institut ist das Vermögen zwischen oben und unten, Ost und West sehr ungleich verteilt (Berliner Zeitung vom 03.09.02). Auf Reiseumschlägen der Deutschen Bahn stand zeitweilig in großen ro-

In Sprachräumen, die dem kalten Krieg weniger direkt ausgesetzt waren, ist diese vorthoretische Wahrnehmung auch für die Sozialtheorie kein Geheimnis.<sup>185</sup> Gemessen an diesen beiden Korrekturinstanzen ist die Rezeption der Klassentheorie in Deutschland als stark verkürzt zu bezeichnen.

Dieses Kapitel zur Soziologie zeigte, dass auch die „Gesellschaftstheorie“ den Verlust des Gegenstandes der Marx'schen Theorie, der bürgerlichen Gesellschaft, nicht rückgängig machen konnte. Dieser Verlust, der erstmals im sozialdemokratischen Dualismus von Technik und Ethik begegnete (2.1), und der sich in der entökonomisierten Politiktheorie des Leninismus (2.2) und der entsoziologisierten Ökonomie der Neoklassik (2.3) vertiefte, wurde in der ethisierten deutschen Soziologie eher bekräftigt. Außer in einigen sozialhistorischen Vermutungen wurden dafür primär ideengeschichtliche, also theorieimmanente Ursachen gesucht. Diese fanden sich in den Auswirkungen der ökonomietheoretischen Umstrukturierungen, die das vorige Kapitel freigelegt hat (2.3). Werden neoklassisch-technisierte Vorstellungen der wirtschaftlichen Basis zugrundegelegt, wie es trotz Marx auch im deutschsprachigen Bereich der Fall ist, lassen sich kaum noch theoretische Verbindungen zu kulturellen Phänomenen herstellen. Da sich die Soziologie aber arbeitsteilig gerade mit solchen Phänomenen befasste, hatte diese Fundamentalumstellung für die Soziologie gravierende Folgen – sie entökonomisierte sich. Sie konnte zwar Einzelphänomene gut beschreiben, aber sie kaum noch aus dem Zusammenhang mit der übrigen Gesellschaft erklären. Dennoch gibt es im deutschen Denken eine starke Orientierung auf die Schließung von Weltbildern (2.5.2). An die Stelle von ökonomietheoretischen Fundierungen der Sozialität traten nun im immer stärkeren Maße *ethische* Fundierungsversuche. Dies war die Stelle, an der die normative Philosophie, aus welcher sich die Soziologie in Deutschland allererst hatte emanzipieren müssen, wieder in die Sozialtheorie einrückte. Die Betrachtung derselben im nächsten Kapitel will erläutern, weshalb in Deutschland theoriegeschichtliche Prozesse oft als reale Prozesse missdeutet werden, und umgekehrt reale Prozesse zu geistigen gemacht werden, die in den Köpfen der Menschen und Theoretiker verortet werden. Auch hierfür gibt es noch theorieimmanente Faktoren.

---

ten Lettern: „Mehrwert: Reisen Sie 1. Klasse“ (ein Ausdruck der Politik, den Nahverkehr zu kappen und teure ICEs auszubauen; siehe auch den Klassenbegriff in der Medizin). Die Systemtheorie hat sich gerade gegen solche Alltagswahrnehmungen immunisiert (Halfmann 1996a, 13 f., 44 f.; cf. 2.5.7, Fn. 260).

- 185 „Social Class is part of capitalist society“ (Scase 1992, 99). Daher diskutieren nichtdeutsche Publikationen Klassenfragen selbstverständlicher (Bottomore 1967, Poulantzas 1975, Carchedi 1977, Wright 1979, Giddens 1979, Anderson 1980, Bourdieu 1982, Kaye 1984, Goldthorpe 1992, 1996, Edgel 1993, Crompton 1993, 2000, Sitton 1996, Marshall 1997, Milner 1999, Sklair 2001). Zur Historisierung der Bonner Republik Huster 1972, Berghahn 1985, Rammstedt 1992, zur Klassentheorie seit 1989 Bader 1998, Ritsert 1998, Diettrich 1999, Kößler 2001, Bischoff 2002, Vester 2004.